Yu 5717 65
Rare

Wohlthaten.

Aufzeichnungen für edle Herzen.

Herausgegeben von

C. Dräxler-Manfred.

M 1015. 1152

Stuttgart,
Verlag von Albert Koch.
1865.

Kgl. Bibl.
Berlin

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzoge

Friedrich Franz

von

Mecklenburg-Schwerin

allerunterthänigſt gewidmet.

Almosen.

Almoſen des Wohlthäters in der Hand
Des Armen ſpricht zu erſterem gewandt:
Todt war ich, und durch dich ward ich lebendig,
War drückend, und durch dich erſt liebevoll,
War flüchtig und durch dich ward ich beſtändig,
Ich war Geſchenk, du mahneſt mich zum Zoll;
Du warſt mein Hüter — und dafür
Werd' ich jetzt zum Schutzengel dir.

Es ſteckt wohl ein geheimnißvoller Grund und Reiz im Almoſengeben. Ich meine hier nicht die Gaben der geheimen Mildthätigkeit oder zu allgemeinen Armenzwecken, die meiſtens nur durch den Drang wohlzuthun, veranlaßt ſind, es müßte denn ſein, daß bei den letzteren auch die Eitelkeit ihre Rolle mitſpielt, ſondern mir ſchweben die milden Spenden vor Augen, welche Jedermann auf der Straße oder im Hausflur der Armuth reicht. Allerdings iſt auch bei dieſen Regung des Mitleids die erſte Veranlaſſung; aber eine weit nachdrücklichere liegt oft in den geheimen Nebengedanken des Gebers, dem eben eine Erinnerung, eine ſtille Reue, eine Aehnlichkeitserſcheinung, oder ein Gedanke an Theuergeweſenes durch die Seele zuckt. Und dieſen Ausnahmsgründen nachzuforſchen, die das gute Werk nirgendwie entwerthen, ſondern nur individuell färben, hat viel Anziehendes.

Ein einfacher und rührender Vorfall, dem ich beiwohnte, brachte mich auf dieſes Studium.

Ich gieng vor Jahren Arm in Arm mit einem Freunde durch die Straßen, der jetzt in Ehren und Würden ſteht, damals aber nur in mäßigen Verhältniſſen lebte, zu denen er ſich durch Geiſt und Kraft aus tiefer Armuth emporgearbeitet hatte. Er erzählte mir eben von ſeinen Plänen und war in die Darlegung ſeiner Lieblingsideen verſunken, als uns eine arme alte Frau die Hand um eine Gabe bittend entgegenſtreckte. Mein Freund griff in die Taſche und gab ihr eine kleine Silbermünze, ein Dreikreuzerſtück; die Alte hatte eine Thräne im Auge und dankte mit leiſer Stimme, und wir giengen des Weges weiter. Aber wir waren noch nicht an der nächſten Straßenecke angelangt, als mein Freund das Geſpräch abbrach, plötzlich ſtehen blieb, raſch wieder in die Taſche fuhr und mich zurückzugehen nöthigte. Er trat auf die Alte zu und gab ihr jetzt ein Guldenſtück. Ich fragte ihn nach dem Grunde dieſes doppelten Almoſens, deren erſtes ſo klein, und das andere ſo groß

war. „Das will ich dir ſagen,“ antwortete er; „es iſt eine lange traurige Geſchichte, in zwei Worten. Meine Mutter war in ihren alten Tagen recht bedürftig; ich theilte mein bischen Armuth mit ihr, daß ſie zu leben hatte; ich that eben was ich konnte. Nachdem ich nun jener alten Frau drei Kreuzer gegeben, fiel mir meine Mutter ein; ich dachte bei mir, daß, wenn dieſe den Schmerz und das Unglück gehabt hätte, mich zu überleben, ſie wohl auch hätte betteln müſſen — und um das Andenken an meine Mutter gieng ich zurück, meine Gabe zu verbeſſern.“

Wie Viele mögen ſchon zurückgegangen ſein, um ein Almoſen zu ſpenden, das ſie erſt verſagt hatten, und was führte ſie zurück? eine wehmüthige Erinnerung, eine Anwandlung von Reue, ein Schatten.

Nicht vor den Kirchenthüren in großen Städten muß man den Geheimniſſen des Almoſengebens nachgehen; was hier geſpendet wird, gründet vielleicht in höheren als menſchlichen Gefühlen, iſt eine milde Sonntagsgewohnheit des Herzens, mehr aus Liebe zu Gott, zu dem wir

bitten wollen, als aus Liebe zum armen Nächsten, der uns bittet. Jenem Geheimniß muß man auf der Straße nachspüren, mitten in der dichten Menge, oder bei zufälligen Begegnungen und besondern Anläſſen — und da wird man manchmal Spuren finden, die zur Wahrheit führen.

Ich kenne Leute, die den Armen nur in der Eſſensſtunde Gaben reichen, ſie ſchämen ſich vielleicht wider Willen des reichen Mahles, das ihrer harrt, während die Armen um ein Stückchen Brod bitten. Andere geben recht gern, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen, vielleicht in der Erinnerung, daß ſie ſelbſt ehedem nicht immer zu eſſen hatten.

Wie oft gibt man den Armen, wenn man ſich ſelbſt unglücklich fühlt; ach, und wie leicht vergißt man ihrer, wenn man wieder im Glücke ſitzt.

Zuweilen gibt man, um für eine geheime Schuld Buße zu thun, um ſich einer Reue, eines Gewiſſensbiſſes zu entledigen; man kaſteit ſich insgeheim, und ſucht ſich durch kleine Anzahlungen von dem eigenen Gewiſſen wohlfeil loszukaufen.

Auch geheimer Aberglaube und ſtilles Hoffen veranlaßt mitunter zur Wohlthätigkeit: man denkt dabei, das Almoſen könne und werde uns Glück bringen.

Ich kannte einen reichen, ſtolzen, eiteln und ſehr hartherzigen Mann, welcher aber ausnahmsweiſe immer den Armen Almoſen reichte, die in gewiſſen zerlumpten Kleidungsſtücken erſchienen, die ihn an die Lumpen erinnerten, welche er ſelbſt vor dreißig Jahren getragen.

Ein vorübergehender Bettler ſtimmt uns zum Mitleid, weil ſein Aeußeres zufällig einem lieben Freunde aus alter Zeit ähnlich ſieht.

Junge Mädchen geben den Armen meiſtens mit freundlichem Lächeln, die holden Seelen haben oft nicht einmal das Bewußtſein ihrer anmuthigen Mildthätigkeit: ſie geben, weil ſie gerade einen kleinen Vorrath von Glück, Freude und Hoffnung heimbringen. Sie geben lächelnd, weil ſie heute wie geſtern zu lächeln gewohnt ſind. Weil ihnen das Leben ein Glück iſt, wollen ſie, daß auch Andere ſo leben, und ſo ſpenden ſie gleichzeitig ein Almoſen an Freude und an Geld. Sie

bewahren vielleicht eben im tiefen Herzen einen Blick, ein Wort, einen Seufzer, ein ſüßes Verſprechen, und darum geben ſie leicht Alles hin, was ihre Börſe enthält.

Es iſt nicht lange her, ſo ſah ich eine alte, ſelbſt arme Frau an die Bettler auf der Straße Almoſen austheilen. Sie that dabei ſo vergnügt und ſtolz, daß vielleicht mancher Vorübergehende ſie für eine Närrin hielt. Dieſe vermeintliche Närrin hat zwei Söhne, der eine war vor Jahren ausgewandert und lebte nun Gott weiß wo und wie; der andere ſtand eben als Freiwilliger in den blutigen Gauen der Lombardei. Wenn die Alte nun ihre paar Kreuzer den Armen gab, ſo pflegte ſie zu ſagen: „Ich ſchicke das bischen Geld meinen Kindern; Gott erſtattet ihnen gewiß, was ich hier ausgebe.“

Dann gibt es Almoſen, die erſt den Weg über den Friedhof machen müſſen, bevor ſie in die Hand des Armen fallen, thränenfeuchte Almoſen, die unter Thränen und um der Thränen willen gegeben werden.

Junge kinderloſe Frauen ſchenken gern den

Kleinen auf der Straße: eine Aeußerung der mütterlichen Zärtlichkeit, welcher die eigentliche Richtung verſagt iſt.

Die Bettler ziehen, ohne es zu wiſſen, Vortheil von den Denktagen des innern, aller Welt verborgenen Lebens. Beſonders alte Leute knüpfen ihr Almoſengeben an gewiſſe Jahrestage eines Glücks- oder Unglücksfalles in ihrer Jugend. Das Weh um die Vergangenheit — wohl noch ſchmerzlicher als das Heimweh — führt ihnen dann einen Namen, eine Neigung, einen Schmerz und ſeine Jahresfeier vor die Seele: ſie fühlen ſich gerührt und geben.

Da fällt mir gerade auch ein faſt ſentimentales und galantes Almoſen ein, deſſen Geheimniß an ein Sträußchen welker Veilchen anknüpft. Ein alter Herr, ein Staatsbeamter außer Dienſt, der lange jung und geiſtreich war, ſpendet jedesmal den Weibern und kleinen Mädchen, die ihm Blumen anbieten, mit lächelnder Miene ein Almoſen; ſind dieſe Blumen gar Veilchen, ſo lächelt und gibt er wohl noch einmal ſo viel. Er macht aus dem Grunde ſeiner mildthätigen

Schwäche für die Sträußchen-Bettlerinnen gar kein Geheimniß und erzählte mir einmal die betreffende Geſchichte beiläufig, wie folgt.

„Ich war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, als mich ein Trauerfall meine kleine Vaterſtadt zu beſuchen nöthigte. Dieſe kleine, ruhig ernſte und ſchweigſame Stadt erregte mir anfangs eine peinliche Angſt; ich weinte, als ich das väterliche Haus betrat, durch das der Tod ſo oft finſter hingeſchritten war und worin ich jetzt Niemand mehr von jenen Lieben fand, die mir einſt Alles auf der Welt waren. Nach dieſem Eintritt erſchien mir daher die ganze Stadt öde und verlaſſen wie eine Gräberſtadt, denn die Todten alle, die ich im Leben ſo ſehr geliebt, umſchleierten mein Auge für die Lebenden.

„Der Himmel erbarmte ſich endlich meiner frommen Blindheit; das Städtchen belebte ſich plötzlich wieder vor meinen Augen, ich ſah Leute in allen Gaſſen, ich überzeugte mich, daß rings um mich Leben ſei, und die Einöde, welche ſich meine Traurigkeit erſchaffen hatte, war mit einem Mal belebt und bevölkert, und durch ein glei-

ches Wunder oder einen gleichen Zauber fand ich eines Abends in meinem Zimmer auf meinem Kopfkissen — eine Kleinigkeit, wenn man will, ein Nichts, — einen Veilchenstrauß.

„Und einen ganzen langen Monat hindurch fand ich, unbegreiflich wie, täglich von geheimnißvoller, unsichtbarer und unabwendbarer Hand gespendet, einen frischen Veilchenstrauß. Von wem kamen die Blumen? Welche Frau oder welches Mädchen besaß so viel Muth und Gemüth — in einer kleinen Stadt voll zischender Schlangen, voll Neid, böswilliger Neugierde und Verleumdungssucht?

„Mit jedem neuen Sträußchen verschwand das alte; die welken Blumen wurden vielleicht als Andenken fortgenommen, die frischen vielleicht als ein neues Hoffnungszeichen für mich hingelegt. Dieser kleine Roman mit der Unbekannten, wie ich ihn damals nannte, hatte einen eigenen Reiz; ich brachte meine Abende und oft die Nächte so freudvoll leidvoll zu und mein Herz und Blick hing an einem räthselhaften Bilde, an einem Schatten, an einem Traum.

„Erſt dachte ich daran, täglich zu den welken Blumen, die geholt wurden, ein Briefchen, ein Liebeswort zu legen. Dann that ich es wirklich und ſchrieb alle möglichen Zärtlichkeiten; meine Thorheiten wurden zwar niemals beantwortet: aber ich bildete mir ein, in den friſchen Blumen ſelbſt ſtecke die geheime Antwort.

„Ich entſchloß mich, Spaziergänge und Geſellſchaften zu beſuchen, um aus einem Lächeln, einem Seufzer oder einem Worte etwas herauszuralhen, was an den Duft meiner Veilchen mahnte; aber ich ſah und hörte Nichts, was zu den Blumen meines Kopfkiſſens in Beziehung zu bringen war.

„Liebe verlangt Erwiederung — und ſo verliebte ich mich denn ernſtlich und gewiſſenhaft in jenes geheimnißvolle weibliche Weſen. Aber wer war ſie denn? Ich mußte alle jungen ſchönen Mädchen und Frauen lieben, um die Rechte nicht zu übergehen. Täglich ſteckte ich in Gedanken mein räthſelhaftes Veilchenſträußchen vor irgend ein nettes Mieder; aber täglich zog meine Thorheit aus irgend einem zufälligen Umſtande den Schluß,

daß meine Blumen zu dieſem Leibchen nicht paſſen, oder meine Phantaſie zog das Sträußchen zurück, weil ihr dieſer oder jener Buſen nicht geneigt ſchien, einen ſolchen Schmuck annehmen zu wollen.

„Mein Roman dauerte vierzig Sträußchen lang, dann löste er ſich auf eine ſeltſame und traurige Weiſe. Eines Abends, als ich auf jenem wunderbaren Kopfkiſſen, worauf über fünf Wochen lang Wahnbilder und Blumen wuchſen, meine tägliche Hoffnung ſuchte, fand ich einen kleinen Zypreſſenzweig. Ich faßte ihn mit zitternder Hand und küßte ihn weinend, ohne zu wiſſen warum. Mit den Wahnbildern, den Veilchen und den Hoffnungen war es aus.

„Die ganze Nacht ſann ich über das Räthſel dieſes unerwarteten Schluſſes, über das Geheimniß des Zypreſſenzweiges nach; war dieſes Trauerzeichen ein Lebewohl im Tode oder für's Leben? Starb ein weibliches Weſen für die ganze Welt durch Gottes Hand? oder ſtarb es für mich allein an eines Andern Hand? Mit tiefem Schmerze fragte ich: Iſt es eine leidende Seele,

die davon zieht, oder eine treuloſe, die mich verläßt?

„Des andern Morgens erhielt ich eine Karte, welche die bevorſtehende Vermählung des hübſcheſten Mädchens der Stadt mit dem unbedeutendſten Menſchen anzeigte und durch welche ich zur Hochzeit geladen war. Kaum beachtete ich dieſe Schicklichkeitsheirath, die ſich für keinen der Gatten ſchickte, aber unwillkürlich ſah ich die Karte nochmals an und las ſie wieder, und, wunderbar! dieſes banale Blättchen ſchien das letzte Wort meines Romans zu enthalten, ich vermeinte meine Veilchen aus dem Myrthenkranz der Braut hervorblicken zu ſehen.

„Acht Tage ſpäter wohnte ich der Trauung bei, und bewunderte in ſtiller Anbetung das junge Mädchen, die junge Frau, die ich ehedem ſo oft geſehen, ohne ſie zu lieben. Jetzt liebte und vergötterte ich ſie, und zwar ſo recht oder ſchlecht, daß ich mir vornahm ſie zu betrüben, zu beſtrafen, ja vielleicht ſogar ſie zu verleumden und zu haſſen. Aber ein paar Worte meiner alten Dienerin entkräfteten dieſes abſcheuliche Vorhaben

bald. Die treue Alte ſtand eines Abends mit mir am Fenſter, das nach meinem Garten ging, und ſagte, indem ſie auf eine reizende Frauengeſtalt wies, die in dem Nachbargarten wandelte: Ach Herr, wenn Sie nur Augen gehabt und gewollt hätten, unſre ſchöne Nachbarin wäre jetzt Ihre Frau!

„In dieſem Augenblick neigte ſich die ſchöne Nachbarin zu einem blühenden Gewächſe nieder, was bei mir wohl eine Bewegung erzeugte, denn die Alte fuhr lächelnd fort: Sie pflückt Blumen, aber Sie brauchen nicht eiferſüchtig zu ſein; ſie pflückt keine Veilchen mehr.

„Die Veilchenſpenderin ſpazierte noch lange in ihrem Garten; ſie trug ein weißes Kleid, und mein Auge konnte ihr trotz der einbrechenden Nacht folgen. Endlich ſchien ſie verſchwunden, und betrübt ſagte ich zu meiner Alten: Ich ſehe ſie nicht mehr! Folgen Sie, erwiederte dieſe, mit Ihren Augen meinem Finger, ſehen Sie dorthin, ganz im Hintergrunde, dort ſitzt ſie unter dem Zypreſſenbaum.

„Von dieſem Augenblick an erfaßte mich wie-

der die Trauer um meine Familie und die Wehmuth um die Kinderzeit; die kleine Stadt wurde wieder öde, ich ſah Niemand mehr vorübergehen und glaubte, das Leben rings um mich ſei erſtorben. An einem Morgen der Wehmuth und Schwäche brach ich auf und ging von dannen; es war der letzte jener Tage, die ich damals meine Veilchentage nannte. Ich kehrte in die große Welt voll Liebſchaften und Freudenblumen zurück, in der man ſo oft verliebt werden kann, ohne für das Herz Gefahr zu laufen.

„Geräuſch, Zerſtreuung und Vergnügen der Welt ließen mich dieſes kleine Abenteuer meiner Jugendjahre lange Zeit vergeſſen. Im Alter kam es mir wieder in's Gedächtniß, und ich erinnere mich immer daran, wenn alte oder junge Bettlerinnen mir Blumen um ein Almoſen anbieten. Dieſe Unglücklichen bringen mir mehr, als ich ihnen zu lohnen vermag: eine wehmüthige und doch freundliche Erinnerung."

Das Almoſengeben bringt mich noch auf eine andere Perſon und Geſchichte. In unſerm ele-

ganteſten Stadtviertel wohnte und lebte noch vor wenigen Jahren eine reiche, allgemein bekannte Dame, welche eine Manie für Hunde hatte, die ins Uebertriebene und Lächerliche ging. Sie bewohnte ein großes Haus und zwar eigentlich um ihrer vielen Hunde willen, da dieſe ihre Schlaf-, Speiſe-, Spiel- und Geſellſchaftszimmer, ihre eigene Dienerſchaft und wöchentlich auch ihr Kränzchen haben mußten, bei welchem die Hunde der Nachbarſchaft als Gäſte erſchienen und bewirthet wurden.

Aber dieſe Dame, die aus Hundeliebe ſo viel Geld verſchwendete und Witzworte ertragen mußte, war nichtsdeſtoweniger ſehr vernünftig, gut und geiſtreich. Sie machte eine Extravaganz ihres Lebens durch hundert edle Handlungen und durch unerſchöpfliche Mildthätigkeit wieder gut. Auf der Straße ſäete ſie Wohlthaten und alle Bedürftigen waren vor dem Geſetz ihrer Milde gleich. Aber wenn ihr ein Blinder begegnete, den ſein Hund führte, dann verdoppelte ſie ihre Gabe. Sie ſagte zu dem Blinden, indem ſie ihm ein Geldſtück reichte: „das iſt für euch," und indem ſie ihm ein zweites gab: „das iſt für euren Be-

gleiter, für euren Freund.“ Dann liebkoste ſie den Köter und ſprach gerührt zu dieſem: „Leih ihm deine Augen und führ' ihn ſeinen Weg.“ Und dann blickte ſie Beiden lange nach, ob ihr Wort auch erfüllt werde — gewiß nicht das Wort einer Närrin!

Steckte überhaupt etwas Narrheit in ihr, ſo hatte dieſe jedenfalls ein ſehr treues Gedächtniß. Die mildherzige Frau gedachte wohl ihres lieben Töchterleins, eines herrlichen Kindes, das ihr ein Unglücksfall zu rauben drohte und das durch ein eigenes Wunder gerettet worden war.

Das Kind ſpielte eines Tages ganz allein im Schloßgarten ſeiner Großmutter auf dem Lande und haſchte Schmetterlinge in der Nähe des Weihers. Ein unbeſonnener Schritt und es ſtürzte in's Waſſer, in dem es zwar wieder auf die Oberfläche kam, aber alsbald auch wieder verſank. Sofort ſprang der große Haushund ſeiner kleinen Gefährtin, die oft mit ihm ſpielte, nach, tauchte unter, erfaßte die Ertrinkende, ſchleppte ſie an's Ufer und legte ſie ganz ſorgfältig in's Gras. Aber die Augen der Kleinen öffneten ſich nicht

und ſie regte ſich nicht, denn ſie war ohnmächtig. Da bellte das kluge Thier und lief ſo lange vom Weiher zum Schloßhof und wieder zurück, bis die Leute es verſtanden und herbei kamen. Das Kind wurde gerettet.

Das war das Geheimniß dieſer eigenthümlichen Vorliebe, das Geheimniß des doppelten Almoſens, das eine milde Hand für den Blinden und für ſeinen Hund ſpendete.

Wo gäbe es nicht Menſchen, die nicht vorzugsweiſe den blinden Armen gern ein Almoſen reichen, und zwar aus reinem Mitleid mit den Unglücklichen. Mit ſichtbarer Rührung und wehmüthigem Antheil ſieht man die Geber vor dem Bettler mit lichtloſem Auge halten und ihn beſchenken. Und dieſer lernt den häufig wiederkehrenden Wohlthäter endlich kennen, er trifft den Weg in das Haus des Reichen, wo er anklopfen darf, ohne abgewieſen zu werden, und findet bei der Mildherzigkeit ein offenes Ohr und einen offenen Seckel.

Welchen Armen geben Sie vor allen gern? fragte ich einmal einen gutmüthigen, aber ziemlich leichtſinnigen Freund.

„Jungen Mädchen," antwortete er und ich lächelte.

„Kein ſarkaſtiſches Lächeln, Freund," fuhr er fort, „hier hört mein Leichtſinn auf. Weibliche Jugend leiden, darben und hinwelken zu ſehen, erſchüttert mich im Innerſten und fordert mein Mitleid zur thätigſten Hilfe auf. Jede ſolche Unglückliche bringt mir meine frühverlorne Schweſter vor Augen. Ich war noch ein Schuljunge und meine Schweſter viel älter: ſie ſollte ja demnächſt Hochzeit machen. Sie war ſo lieb und ſchön und gut, aber immer ſo blaß und ſchweigſam, und oft, wenn ſie mir oder Andern freundlich zulächelte, fuhr ſie dann mit der Hand raſch nach dem Herzen und machte eine ſchmerzhafte Miene. Aber der Arzt konnte nun einmal keine Krankheit an ihr entdecken, und ſo mußte ſie geſund ſein und heirathen. Des Morgens an ihrem Hochzeitstage wurde ſie bräutlich herausgeputzt und zog ſich dann, da ſie ſich ermüdet fühlte, in ihr

Zimmer zurück. Sie blieb etwas lange aus und die Mutter ging nachzuſehen. Ein Schrei, den ſie in jenem Zimmer ausſtieß, machte alle Anweſenden hineindringen, und da ſah ich meine arme Schweſter todesbleich, ſtumm und regungslos, die Hände über die Bruſt gekreuzt, in ihrem weißen Brautkleide wie in einem Leichentuch auf dem Bette liegen und mit unausſprechlicher Miene der Mutter wortlos den Brautkranz hinreichen. Alles brach, von ihrem Ausſehen erſchüttert, in Weinen und Wehklagen aus und eilte nach Hilfe; ich ward nach dem Arzt geſendet. Ich ſtürzte fort, ſtürmte zu dem Staunenden und riß ihn mit mir fort, denn eine innere Stimme flüſterte mir: ſie ſtirbt. Und ſo war es; denn ich war kaum wieder zu Hauſe, ſo ſtarb ſie. — O wer das Trauerſpiel des Todes an einer vielgeliebten Perſon und in Jahren, wo man nur an's Leben denkt, nicht mit angeſehen, der hat noch nie gelitten und weiß nicht, was Schmerz iſt. Im erſchütternden letzten Augenblick der entweichenden Seele iſt es dir, als ob ein Stück deiner ſelbſt verloren gehe, das ſich von dir ablöst und mit einem Mal verſchwin-

det; es iſt dein Blut, das aus einer geheimen Wunde rieſelt, dein Fleiſch, das zerriſſen — und eine Ader deines Herzens, die plötzlich zerſchnitten wird. Es iſt eine Thorheit von mir, vielleicht eine Schwäche aus erlebtem Schmerz, aber oft vermeine ich in den kummerbleichen Geſichtern junger Bettlerinnen meine arme Schweſter blaß, leidend und ſterbend wiederzuſehen, und dann gebe ich gern und ſo viel ich kann, und das dankende Lächeln ihrer Schmerzensmienen iſt mir der ſchönſte Lohn.“ .

Ein eigenthümliches Objekt ſeiner Wohlthätigkeit hatte ſich ein alter Kapellmeiſter meiner Bekanntſchaft auserſehen. Selbſt ein glücklicher Komponiſt und virtuoſer Muſiker, und ſein Lebenlang Vorſtand einer ausgezeichneten Kapelle und eines Künſtlerbundes, der unter ſeiner Leitung alle Meiſterwerke der Tonkunſt mit Vollendung ausführte, ſcharfſinniger Kenner und Kritiker, und mit einem Gedächtniß begabt, das die verläſſigſte Encyklopädie aller bedeutenden Kunſterſcheinungen war,

bevorzugte ſeine Mildthätigkeit vorzugsweiſe die Drehorgeln. Dieſes abſcheuliche Inſtrument, deſſen kreiſchende Töne die ſchönſten Melodien entweihen, dieſer ſchauderhafte Leierkaſten, den großentheils nur arbeitsſcheue Hände auf Jahrmärkten umherſchleppen, erfreute ſich der liberalen Protektion des alten muſikaliſchen Feinſchmeckers in ſeinen Ruhetagen. Wir konnten dieſen Widerſpruch des Geſchmacks nicht begreifen.

„Glaubt doch nicht," belehrte uns der Alte eines Tages, „daß ich ein ſolcher Vandale bin, um an den ſchrillen Drehorgeltönen ſelbſt Vergnügen zu finden. Nicht umſonſt nennen ſie dieſes Inſtrument in Frankreich „die Orgel der Barbarei", und was darauf geleiert wird, klingt, als ob ein Hanswurſt die Thaten eines großen Mannes herſchnattere. Aber was dieſe Orgeln, alte und neue, Alles zuſammen ſpielen, erfüllt mich oft mit den intereſſanteſten und angenehmſten Erinnerungen meines Lebens. Jetzt klingt die Parodie eines Muſikſtücks an mein Ohr, deſſen erſte Aufführung mich in jüngeren Jahren begeiſterte; dann taucht das Geſpenſt einer Me-

lodie vor mir auf, mit welcher einſt die größte Sängerin halb Europa fanatiſirte; aus jenen heulenden Tönen enträthſele ich ein Kammerſtück, worin ein theuerer Freund als Virtuoſe brillirte; in dieſem muſikaliſchen Zerrbild erkenne ich eine eigene Kompoſition. Bei dieſer Nummer muß ich an einen Wendepunkt meines Lebens denken, in welchem ein ähnliches Motiv eine Rolle ſpielte; bei jener an Liebe und Glück, die von einem Liede in verwandter Form ausgingen. Kurz, das wirre Repertoir der Leierkaſten läßt die Schattenbilder vergangener Tage vor mir aufſteigen, Ideen, Studien, Gewünſchtes, Vollbrachtes, Leidenſchaften, Freunde, Gegner, Großartiges und Zeitſchwindel — und Das bildet ein eigenthümliches geiſtiges Konzert des Lebens, das in meine Seele hineintönt. Das ſtimmt mich zu Wehmuth und Mitleid. Und wenn ich zugleich bedenke, daß gute Muſik Denjenigen, der ſie mit geiſtigem Bewußtſein treibt, veredelt und erhebt, daß hingegen ſchlechte Muſik ihre maſchinenmäßigen Erzeuger verlüderlicht und verdummt, ſo fühle ich doppeltes Mitleid mit den Drehorgelleuten und beſchenke ſie."

Alſo eine Wohlthätigkeit aus Gegenſätzen. Im Allgemeinen gibt man, um zu geben, das iſt ſicher. Man ſpendet aus moraliſchem Drang, aus Freude, aus Mitleid; die Gutmüthigkeit, die Sympathie, die Rührung, der Zug des Herzens für menſchliches Elend veranlaſſen die Gabe. Aber nichtsdeſtoweniger verbirgt auch gar manche Handlung der Wohlthätigkeit das in ſich, was wir das Geheimniß der Almoſen genannt haben. Wir geben gar oft um unſer ſelbſt willen, weil wir eben hoffen oder fürchten, oder uns freuen, weil uns gleichſam dicht hinter dem Armen ein Geſpenſt erſcheint, das uns an Dieſes oder Jenes mahnt; wir geben, weil eine Erinnerung uns antreibt. Das iſt die Mildthätigkeit des treuen Gedächtniſſes. Möchten die Bedürftigen dieſe bei Allen finden, die in der Lage ſind, geben zu können!

Eine eigene Gattung von Almoſen, eine wahre Segensſpende der Humanität, iſt die Wohlthat des Arztes, welcher dem leidenden Armen mit Rath, Hilfe und Troſt beiſteht. Während in faſt

allen Geſchäfts- und Erwerbszweigen des modernen Lebens das Kapitel „gratis“ verſchwunden iſt, nimmt es in dem Tagebuche des Arztes unter der Rubrik der Armenbeſuche eine große und bleibende Stelle ein. Die Armenbeſuche ſind etwas Selbſtverſtändliches dieſes Berufes, eine freiwillige Aeußerung der Liebe zum Nächſten, ein reicher Obolus, den die Gelehrſamkeit perſönlich der kranken Hilfloſigkeit darbringt. Mit der Wohlthätigkeit in andern Kreiſen wird zuweilen Oſtentation getrieben; das Geheimniß des Almoſens wurzelt mitunter im Egoismus: aber kein ſolcher Nebengedanke treibt den Mann der Heilkunde an das Schmerzenslager des Armen. Er weiß, daß ihn dort kein Lohn, als das ſtille Bewußtſein einer edlen Handlung erwartet; er weiß, daß aus dieſer niedern Hütte nicht einmal der Ruhm einer gelungenen großen Kur ſich verbreiten kann; er iſt darauf gefaßt, dem Jammer in ſchrecklicher Doppelgeſtalt, dem phyſiſchen und moraliſchen Elend zu begegnen; er darf nicht anſtehen, in die eigene Börſe zu greifen, um ſeine dringendſten Anordnungen zu ermöglichen; er ſieht nicht

voraus, wie lang und oft ihn das Alles in Anſpruch nehmen und ihm ſelbſt ſchlafloſe Nächte bereiten kann; aber er beſinnt ſich keinen Augenblick und eilt zu ſeinem Bruder Lazarus. Ich kenne einen berühmten Jünger Aeskulaps, der ſeine Beſuche bei den Armen viel pünktlicher als die bei den Reichen abſtattet: Dieſe, ſagt er, können im Nothfall einen andern Arzt holen laſſen, Jenen bin ich das einzige Hoffnungslicht ihres dunkeln Lebens. Das Almoſen des Arztes iſt die Wohlthätigkeit des Samaritaners. Es hat etwas Rührendes und Erhabenes zugleich, — und es iſt kein Wunder, daß ein genialer und etwas exzentriſcher Kopf dieſe Form der Mildthätigkeit für ſeine Almoſenſpenden wählte. Die Rokokogeſchichte, die ich hier als Beiſpiel folgen laſſe, trägt das Gepräge ihrer Zeit und enthält gewiſſe hiſtoriſche Namen, die ihr vielleicht einiges Intereſſe verleihen.

In den letzten Jahren der Regierung Ludwig XV. erſchien in Paris ein Wundermann eigener Art, der Doctor Caritas. Er hatte ſeine Wohnung in einem neuen volkreichen Stadttheile,

in der Straße St. Honoré, genommen, logirte in einem ſehr eleganten Hauſe und galt für ſehr reich. Es gab Leute, die dem Doctor Kenntniſſe beimaßen, welche ihn zweihundert Jahre früher auf den Scheiterhaufen geführt hätten; er ſollte den Stein der Weiſen beſitzen, und mit ihm das Geheimniß Gold zu machen.

Er hatte indeſſen wirklich etwas Merkwürdiges erfunden, und zwar nichts Geringeres, als ein Mittel gegen alle Leiden. Noch mehr, der Doctor, ſtatt ſein Mittel zu verwerthen, gab es umſonſt her, und er ſelbſt reichte es den Heilbedürftigen von Hand zu Hand in Geſtalt verhüllter Paſtillen. Dieſe Umſtände reichten natürlich hin, allen erdenklichen Verdacht gegen ihn rege zu machen, und es gab Leute genug, die dieſen ſchürten.

In den Zeitungen jener Tage las man die Ankündigung: „Doctor Caritas hat die Ehre anzuzeigen, daß er in ſeiner Wohnung, Straße St. Honoré Nr. . . ., ein Heilmittel gegen alle Uebel an diejenigen, die ihn zu Rathe ziehen, unentgeldlich verabreicht. Der Doctor bietet natürlich nur den wirklich Armen ſeine Dienſte an.“

So lautete die Anzeige in den Blättern; aber dieſelben Blätter gaben bald darauf zu verſtehen, daß der gute Mann wohl an Geiſteszerrüttung leiden müſſe; denn nur ein Narr könne ein ſolches Wundermittel umſonſt anbieten, welches ihn zum Millionär machen müßte.

Der Doctor hatte ſeine Ordinationsſtunden: Morgens von zehn bis zwölf; Mittags von zwei bis vier; Abends von acht bis zehn; die übrige Zeit widmete er, wie es ſchien, ſeinen Studien und der Erholung.

Die Anzeige wirkte indeſſen doch, und das Vorzimmer des Doctors bevölkerte ſich allmählig. Anfangs waren die Beſuche freilich ſelten; denn Nichts erregt größeres Mißtrauen, als ein Mann, der ganz uneigennützig Gutes zu thun verſpricht.

Der erſte Beſucher war ein reicher Geizhals, der ſich arm ſtellte und des Mittels dringend zu bedürfen vorgab, da er ſehr leide und die Aerzte ſo eigennützig ſeien. Der Doctor aber witterte den Reichthum im Gewande der Armuth, ſagte, die Aerzte thuen recht, ſich von dem Reichen

mit für die Armen bezahlen zu laſſen, ſeine Paſtillen ſeien nur für die Armen, und entließ den Geizhals. Dieſer lief dann wohl in zehn Häuſer und erzählte überall, der Doctor Caritas ſei ein Charlatan und Betrüger.

Die nachfolgenden Beſucher aber hatten keine Aehnlichkeit mit dem erſten. Unter ihnen befand ſich eine ärmliche junge Frau mit einem kranken Säugling auf dem Arm, ein blaßes mageres Kind von fünf bis ſechs Jahren an der Hand ſie ſelbſt ſah leidend und abgezehrt aus, ſchöne Züge, die aber das Elend und die Mutterſorge verkündigten. Der Doctor zog ſie raſch in ſein Zimmer und nöthigte ſie zum Sitzen. Die arme Frau erzählte ihm, was ihre Kinder litten.

Ich weiß Alles, erwiederte er, und nun hören Sie, was ich verordne. Sie wechſeln Ihre Wohnung und ziehen in eine geſündere; Sie kaufen warme Kleider für ſich und Ihre Kinder, Weißzeug und gute Betten. Dann holen Sie beim Metzger gutes Fleiſch, beim Wirthe guten Wein, beim Bäcker gutes Brod, kaufen gutes zeitiges Obſt und Spielſachen für die Kleinen ein, und

verſehen ſich mit Holz, und der Winter wird ruhig vorübergehen, und die Geſundheit wird euch Allen friſch und roſig wiederkehren.

Die arme Frau erhob ſeufzend ihren Blick zur Zimmerdecke; ſie meinte wohl, der Doktor ſpotte ihrer oder ſei verrückt. Dieſer aber zog ein großes Schubfach ſeines Secretärs heraus, welches mit den, je einzeln in Papier gehüllten Wunderpaſtillen angefüllt war. Sie müſſen Nummer 1 brauchen meine Liebe. Hier ſechs Paſtillen von Nro 1, die reichen für einen Monat aus. Wenn Sie dann wiederkommen, bekommen Sie weniger, aber immer einige bis zu Ihrer vollkommenen Geneſung.

Aber, Herr Doctor, fragte die Frau, indem Sie die Plätzchen empfieng, wie habe ich ſie zu gebrauchen?

Tragen Sie ſie nur ſorgfältig heim, und wenn Sie allein ſind, ſo nehmen Sie eine Paſtille aus der Papierhülle heraus, Sie werden dann ſogleich wiſſen, wie Sie ſie für ſich und Ihre Kinder zu verwenden haben; denn in meinem Mittel iſt die Gebrauchsanweiſung auch enthalten.

Die arme Frau ſteckte das Erhaltene zu ſich und eilte in ihre elende Wohnung. Aber ſchon am andern Morgen kam ſie wieder, nicht um ein neues Mittel, ſondern um dem Doctor innig gerührt zu danken. Die erſte Paſtille ſchon hatte Wunder gewirkt: die Kinder erholten ſich alsbald und auch die Mutter ſah bereits weniger blaß und krank aus; die Geneſung trat ſichtbar ein. Was für ein Mittel mochte nun der Doctor erfunden haben?

Unter den anderen Patienten — die ſich übrigens ſchon zahlreicher einfanden — war auch ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, welcher das Sträflingskleid der Armuth trug. Doch war ſein Gewand nicht abſtoßend; fadenſcheinig abgenutzt und ſogar zerrißen, zeigte es nirgend Flecken der Unreinlichkeit. Der Doctor hieß ihn eintreten.

Mein Herr, begann der junge Mann, ich bin ſehr beklagenswerth. Zuvörderſt bin ich recht krank.

Allerdings antwortete der Arzt, Sie leiden im Kopf und im Magen.

Wie wiſſen Sie Das, Herr Doctor?

Das kann Ihnen gleichgiltig ſein, erwiederte Caritas, und Sie leiden nicht nur phyſiſch ſondern noch mehr moraliſch.

Ich ſagte Ihnen doch noch kein Wort. . .

Gut, gut, das bleibt ſich bei Allen gleich. Ihr armen Teufel von Dichtern oder Künſtlern, ihr närriſchen Schwärmer, die mit dem wirklichen Leben in Konflikt gerathen, ihr wißt es nicht einmal, das eure Züge das Gepräge deſſen tragen was ihr ſeid und was ihr leidet.

Der junge Mann war außer ſich über den Scharfblick des Arztes.

Beruhigen Sie ſich, fuhr dieſer fort; Sie bedürfen der Poſtillen Nummer 2, ein Stück täglich und zwar einige Zeit hindurch. Mit ſo eigenthümlichen Naturen, wie die Ihrige, darf man nicht ſpaßen. Wenn ich Ihnen z. B. fünfundzwanzig Stück auf einmal mitgäbe, wer weiß, ob Sie in acht Tagen noch lebten. Sie verſchlängen vielleicht aus freudiger Gierde gleich alle mitſammen, und das ſoll nicht ſein. Alſo hier haben Sie eine Paſtille, morgen bekommen Sie wieder eine, desgleichen übermorgen, und

ſo fort einen Monat lang. Dann wollen wir weiter ſehen. Gehen Sie nun nach Hauſe, öffnen Sie dort das Papier und Sie werden gleich daraus entnehmen, was Sie zu thun haben, denn meine Paſtillen ſind ſelbſtredend.

Der junge Mann empfieng mit höchlichem Staunen das Mittel und gieng mit offenem Munde und wirrem Blicke fort.

Des andern Tages ſchellte er lebhaft, ſtürzte raſch herein und auf die Hände des Doktors los, um ſie zu küſſen. Und ſo war's auch an den folgenden Tagen; doch war der junge Mann bald nicht mehr zu kennen, er nahm ſeine Arbeiten wieder auf, und fand Freunde und Gönner.

Es liegt nicht in unſerm Plan, allen Kuren des Doctors zu folgen; wir ſagen nur, daß er die erſten Wochen hindurch Wunder that und alle Kranken, die zu ihm kamen, in kürzeſter Friſt heilte.

Aber während dieſe Erfolge großen Lärm machten, verſetzten ſie auch manche Leute in Beſtürzung. Das Staunen erregte Furcht, dieſe

ſchlug in Verleumdung um, und ſo geſchah es, daß der Doctor als ein Spitzbube denunzirt wurde und an einem hübſchen Oktobermittage den Beſuch des königlichen Polizeileutnants ſelbſt, des Grafen von Sartines, erhielt.

Der Graf von Sartines war ein Mann von Geiſt und von großer Gewandtheit. Er hatte ſich mit ſeinem Berufe als Polizeichef ſo identifizirt, daß das Amt für ihn und er für das Amt geſchaffen ſchien. Er beſaß Scharfblick, Feſtigkeit, ein merkwürdiges Talent für alles Detail und großen perſönlichen Muth; mit einem Wort, er war ein ausgezeichneter Polizeileutnant.

Als er bei dem Doctor erſchien, wurde er bei weitgeöffneten Thüren empfangen.

Herr Graf, ſein Sie mir willkommen, begrüßte ihn der Arzt, ich war Ihres Beſuchs gewärtig.

Wirklich? entgegnete der Angeredete, und wer hat Sie darauf vorbereitet?

Niemand; aber da meine Kranken viel Gutes von mir reden, ſo dachte ich, daß viele Andere reichlich Böſes von mir ſprechen werden.

Sie glauben vielleicht von den Aerzten oder Apothekern bei der Polizei verklagt worden zu ſein? Sie irren; ſo thöricht ſind dieſe Leute nicht, die durch Ihre Paſtillen, lieber Doctor, fürwahr nicht arm werden. Nein, es handelt ſich zwiſchen uns Beiden um etwas Anderes. Zuerſt haben Sie die Güte, mir Ihre Paſtillen zu zeigen; ich bin nun einmal neugieriger Natur.

Der Doctor öffnete ſechs große Schubfächer ſeines Schreibſchrankes, die mit ſeinem Mittel angefüllt waren.

Schön, meinte Herr von Sartines, jede Paſtille in Papier eingehüllt, das wird zerriſſen, das Mittel ſpricht von ſelbſt und der Kranke weiß ſofort, wie er es zu gebrauchen hat. Allerliebſt und ſehr ſinnig! Wie ſind Sie auf den Gedanken gekommen, Doctor?

Auf ſehr einfache Weiſe. Als ich eines Tages durch die Straßen von Paris ſchlenderte, fiel mir die Menge kranker Geſichter auf, die mir begegneten; meine Taſchen waren voll, und ich dachte alſo bei mir: hier gehen ſo viele Leute herum, ſchlecht angethan und kranken Ausſehens;

ich habe gute Kleider, und befinde mich wohl, und das verdanke ich meinen Paſtillen! wer weiß, ob dieſe armen Teufel deren auch in ihren Taſchen haben? Dann fragte ich mehrere der krank und ärmlich Ausſehenden, und ihre Taſchen waren wirklich leer. Sie ſehen, Herr Graf, daß Alles ſehr natürlich zugieng.

Ganz richtig, ſprach Herr von Sartines, und die armen Teufel kommen dann, um durch Ihr Mittel zu geneſen. Jetzt aber, lieber Doctor, will ich meinerſeits Ihnen ein Problem zu löſen aufgeben.

Und welches, Herr Graf?

Sagen Sie mir offen Ihre Meinung, was wohl die Folge ſein würde, wenn alle anſtändige Leute, die etwa auch in der Lage ſind, Paſtillen zu beſitzen, Ihrem Beiſpiele folgten und ſie austheilten?

Was die Folge wäre? erwiederte lächelnd der Befragte: ein goldenes Zeitalter, allgemeine Wohlfahrt, Friede, Freude, und Geſundheit — das Wünſchenswertheſte hienieden.

Wenn das Ihre Meinung iſt, dann ſind Sie der naivſte und beſte Menſch der Welt.

Ich, Gott behüte! ich habe nur guten Willen, das iſt Alles.

Aber, wie es ſcheint, auch ein großes Vermögen?

Ich ſage nicht Nein.

Und die gute Abſicht, alle Millionärs zur Nachahmung Ihres Beiſpiels zu zwingen?

Ich leugne das nicht.

Dann, mein vortrefflicher und bewunderungswürdiger Doctor, führen Sie Großartiges im Schilde, aber weil dieſes zugleich ſehr gefährlich iſt, werde ich mich gezwungen ſehen, Sie arretiren zu laſſen.

Das wäre luſtig, meinte der Doctor.

Ich ſage nicht Nein.

Sehr luſtig in der That, fuhr Caritas fort, denn dann, Herr Graf, würden Sie alle Lacher von Paris gegen ſich haben, und deren Anzahl iſt nicht klein.

Das glaub ich nicht.

So will ich es Ihnen erklären, Herr Graf. Was würde man ſich auf den Straßen erzählen? „Der Herr Polizeileutnant, der das Vertrauen

und die Achtung des Königs beſitzt, verbietet nun einmal, den Leuten Paſtillen zu reichen, die ſie heilen.“ Man würde beifügen: „Der Herr Graf von Sartines verordnet im Namen des allerchriſtlichſten Königs, daß Jedermann, der es wagen würde, ſeinem Nächſten Gutes zu thun, dem peinlichen Gericht überwieſen und von dieſem je nach der Größe ſeines Verbrechens der Wohlthätigkeit zum Kerker oder Galgen verurtheilt werden ſoll.“ Und was wäre die Folge? Es würde ſich Gemurre erheben, die Zeitungen würden ſich der Sache bemächtigen, zahlreiche Petitionen an den König gelangen, und Se. Majeſtät würde höchſt überraſcht und unzufrieden den Grafen von Sartines holen laſſen und ihm trocken ſagen: „Herr, was ſoll all dieſer Lärm? Ich bin ſehr unzufrieden mit Ihnen, daß Sie meine Regierung lächerlich machen und wegen Paſtillen einen Sturm heraufbeſchwören.“ Meinen Sie nun, Herr Graf, daß das, was ich Ihnen hier ſagte, wirklich ohne Grund und ohne Logik iſt?

Aber der Graf beeilte ſich nicht ſehr, hierauf zu antworten, ſondern führte aus ſeiner

goldenen Doſe gravitätiſch eine Priſe zur Naſe, und entſtaubte dann mit den Fingern das ſpitzenbeſetzte Jabot. Dann erhob er mit bedächtigem Stolze ſein gepudertes Haupt und muſterte die Züge des Doctors, der ſein Lachen nur mühſam unterdrückte.

Wie alt ſind Sie, Herr Doctor? fragte er darauf.

Einige vierzig.

Warum nicht gar? Ich hätte Sie höchſtens für dreißig Jahre alt gehalten.

Zugleich durchforſchte der Polizeichef mit ſcharfem und raſchen Blick das ganze Aeußere des räthſelhaften Arztes, welcher darüber in Verlegenheit zu gerathen ſchien, und um dieſe zu verbergen, ſich mit Einordnung ſeiner Paſtillenbehälter beſchäftigte.

Doctor, fragte Herr von Sartines weiter, ſind Sie in Paris geboren?

Nein, antwortete dieſer abgewandten Geſichts; im Gegentheil, fern von hier auf San Domingo.

Ich hätte mir's denken können; die Kreolen haben ja ſo abenteuerliche Ideen. Und dann

mahnen auch Ihre Züge, Doctor, an die ſchöne Kazikenraſſe, da San Dominigo früher von Mexikanern bewohnt wurde. Sie ſind vielleicht ein Abkömmling des Hauſes Montezuma und ein Miterbe der Schätze jenes Geſchlechts. Laſſen Sie hören und erzählen Sie mir Ihre Lebensgeſchichte ganz aufrichtig.

Gewiß, ſehr aufrichtig, Herr Graf, wenn ich ſie überhaupt erzähle.

Sie ſcheinen dazu keine Luſt zu haben?

Nicht die geringſte; ſpüren Sie mich aus: wer könnte das leichter als Sie? Uebrigens: liegt die Katze auf der Lauer, wird die Maus nur um ſo ſchlauer.

Sie nehmen mich alſo für die Katze. Sie mögen Recht haben: meine Augen ſind gut und meine Pfoten flink.

Allerdings; aber ich habe ſichere Schlupflöcher wo Sie mich nie erreichen werden.

Wäre das eine Herausforderung?

Nach Belieben.

Halten Sie mich denn nicht für ſo fein und ſo mächtig, um ein wirkliches Vergehen an Ihnen

zu entdecken und Sie Ihre Kühnheit büßen zu laſſen?

Nicht für ſo fein, noch für ſo mächtig.

Und wenn ich Sie von jetzt bis zum Abend in offener Auflehnung gegen das Geſetz oder die königliche Autorität betrete, was werden Sie dazu ſagen?

Daß Sie mir eine Falle geſtellt haben, und daß ich nicht hineingegangen bin.

Gut, Doctor, die Feindſeligkeiten ſind alſo eröffnet.

In dieſem Augenblick meldete der Diener des Arztes, daß eine arme Frau um den Rath des Doctors bitte.

Sie erlauben, Herr Graf, bat dieſer.

Ohne Umſtände, erwiederte Sartines, ich bleibe indeſſen im Nebenzimmer.

Er nahm ein Buch und gieng in das Kabinett des Doctors, lehnte jedoch die Thüre ſo bei, daß ihm kein Wort des Geſprächs im Empfangzimmer entgehen konnte.

Die Frau trat ein; ihre Kleidung war reinlich, aber ſehr abgenutzt, ſie ſelbſt jung und

hübſch, aber ſehr blaß und mager. Caritas ermunterte ſie, ihm offen ihr Leid zu klagen.

Ach, Herr Doctor, begann ſie weinend, ich habe drei kleine Kinder; mein Mann liegt ſchon vier Monate auf dem Krankenlager, und . . . und . . .

Und Sie haben keinen Sou für Brod, Fleiſch, und Arzenei, ergänzte der Doctor; was iſt das Geſchäft Ihres Mannes?

Er iſt Maler, aber ſchon längere Zeit ohne Arbeit.

Alſo krank und hilflos, ſagte der Doctor; nun ſo will ich ſeine Heilung übernehmen.

Ach, Herr Doctor, man ſagte mir wohl, daß Sie der Rettungsengel aller Unglücklichen ſind, und unſer Schickſal iſt ſo hart! Ein Finanzpächter richtete uns zu Grunde; wir flehten den Beiſtand der Gerechtigkeit an, aber Niemand nahm ſich unſer an. Da wandte ich mich an die Barmherzigkeit um Brod für meine Kinder, und bat um eine Audienz bei dem Herrn Erzbiſchof, der für einen Heiligen gilt, — aber vergebens!

Nun, und der Pfarrer Ihres Sprengels, liebe Frau?

Unſer Pfarrer gibt nur Armen, die ihm empfohlen ſind.

Und die Damen der verſchiedenen Armenvereine?

Die ziehen zuerſt Erkundigungen ein, und mein Mann hat das Unglück, Calviniſt und Philoſoph zu ſein.

Dann blieb Ihnen in Ihrer Noth nur noch übrig, der Frau Dauphine von Frankreich, die ein Engel an Güte iſt, eine Bittſchrift zu überreichen.

Auch das iſt geſchehen, leider aber erfolgte keine Antwort. Meine Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen, Herr Doctor, denn in Frankreich iſt Alles, Alles ſchlecht und verdorben. Geſellſchaft, Regierung, und Kirche, Alles zuſammen taugt Nichts. Haben Sie Mitleid, Herr Doctor, Mitleid mit meinen Kindern und mit meinem Manne!

Gewiß, liebe Frau, antwortete Caritas. Sie müſſen Paſtillen haben, die beſten, und reichlich für ſich und die Ihrigen, und Geſundheit und Wohlſtand werden bei Ihnen wieder einkehren.

Geben Sie mir Ihre Hand, und laſſen Sie ſich jetzt dem Herrn Grafen von Sartines vorſtellen, der ſich hier in dem Nebengemache befindet, und der gewiß durch zahlreiche Paſtillen die guten Dienſte, die Sie der Polizei leiſten, belohnen wird.

Herr Graf, fuhr er fort, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, das geht Sie an; dieſe Frau iſt eine von Ihren Kranken.

Bei dieſen Worten aber geberdete ſich die arme Frau plötzlich, als ob ſie den leibhaften Teufel erblickt hätte, faßte ihre Röcke auf, ſprang zur Thüre hinaus, in vier Sätzen über die Treppe und war blitzſchnell aus dem Hauſe verſchwunden.

Wohlan, Herr Graf, ſprach der Doctor, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, dieſe erſte Mine hätte ich glücklich entdeckt. Aber ſie war ſehr geſchickt gegraben und führwahr, Sie haben keine Zeit verloren! Kaum daß Sie ſelbſt eingetreten ſind, erſcheint ſchon eine verkleidete Helferin, die mich verlocken ſoll, über Geſellſchaft, Staat, und Kirche zu läſtern. Ei, das verlangt ja beſondere Vorſicht!

Doctor, erwiederte Herr von Sartines, indem

er ſich vom Sitze erhob, Sie ſind ein kluger Mann, und ich fange an zu glauben, daß vor Allem ein gutes Gewiſſen und ein edles Herz den Geiſt klar macht und ſchärft. Dieſe Frage wäre alſo erledigt; aber jetzt zu einer anderen.

Und zu welcher?

Sie zählen keine vierzig Jahre, ja keine dreißig.

Was ſoll Ihnen das?

Ich gehe noch weiter, denn auch ich ſehe und wittere ſcharf: Sie ſtecken in einer Verkleidung; dieſer zierliche Wuchs, dieſe zarten Hände und kleinen Füße . . .

In dieſem Augenblick ertönte die Hausglocke, und der Diener meldete einen ſoeben von Verſailles ankommenden Edelmann.

Der Gemeldete trat in den Salon; er war ein Mann in den Dreißigen, von edlem Aeußern und dem eleganten Weſen der vornehmen Geſellſchaft. Er begrüßte den Doctor, und war ſichtbar überraſcht, als er Herrn von Sartines erkannte.

Sie hier, Herr Graf? wandte er ſich an den Polizeichef.

Und Sie ſelbſt auch, Herr Marquis? fragte Jener.

Allerdings; mich führt ein Auftrag hieher. Dann richtete er ſeine Worte an den Doctor: Mein Herr, ich komme im Auftrag der Frau Dauphine. Ihre königliche Hoheit ladet Sie ein, morgen Mittag in Trianon zu erſcheinen, und wird Sie nach der Meſſe empfangen.

Eine hohe Ehre für mich, antwortete der Doctor, ſich verneigend, zumal da ich nicht darum angeſucht habe.

Ganz richtig, mein Herr, fuhr der Edelmann fort, die Frau Dauphine läßt Sie einladen, zu ihr zu kommen: ich meine mich ſo ausgedrückt zu haben. Auch befahl ſie mir, Sie zu erſuchen, daß Sie einige Büchſen voll Ihrer Paſtillen mitbringen, von welchen die Frau Prinzeſſin ſo viel hört.

Ihre königliche Hoheit wird mich gehorſam finden.

Herr von Sartines, dem ſo leicht Nichts entgieng, bemerkte eine gewiſſe Bewegung an dem Doctor, welche dieſer während ſeines Geſpräches

mit dem Marquis nicht ganz verbergen konnte. Aber noch mehr überraſchte es ihn, als er den Abgeſandten der Prinzeſſin betrachtete, daß dieſer, in unleugbarer Aufregung erblaßte und mit ſtarrem Blick den Doctor zu verſchlingen ſchien. Letzterer brach die Unterhaltung bald ab, ſchützte ein ärztliches Geſchäft vor und zog ſich in ſein Kabinet zurück, das er hinter ſich abſchloß.

Herr Graf, begann der Edelmann, der jetzt mit Herrn von Sartines allein war, kennen Sie dieſen räthſelhaften Menſchen?

Den Doctor? Ja und nein; ich ſehe ihn heute zum erſten Male.

Ich aber, meinte der Marquis, ſehe ihn wieder; denn ich glaube ihn vor fünf Jahren oft geſehen zu haben.

Und wo, Herr Marquis?

Mein Gott, überall wo ich war; in Verſailles in Paris.

Und was trieb er? forſchte Sartines, vielleicht Falſchmünzerei?

Warum nicht gar! Sie ſind auf falſcher Spur.

Vielleicht Magie? oder Zauberei? oder warb

er Proſelyten für die geheimen Geſellſchaften in Deutſchland?

Jetzt ſind Sie der Sache ſchon näher; er trieb allerdings Zauberei und warb Anhänger.

Teufel, das nimmt eine gefährliche Wendung! Sprechen Sie, Herr Marquis, erklären Sie ſich deutlicher.

Ja, aber wenn ich mich deutlich erkläre, verrathe ich vielleicht die Geheimniſſe des Doctors und ſein Incognito.

Sein Incognito? Er iſt alſo verkleidet. Herr Marquis, im Intereſſe des Staates und der öffentlichen Sicherheit müſſen Sie jetzt ſprechen und mir alles enthüllen; im Namen des Königs fordere ich Sie dazu auf.

Sieh da, entgegnete der Edelmann, Sie gehen ſehr raſch zu Werke; wollen Sie mich vielleicht arretiren und foltern laſſen?

O ich bitte, Herr Marquis.

Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen in meinem Wagen weiter davon ſprechen; ich muß zurück nach Verſailles.

Sehr gern, erwiederte Sartines, aber vorher

muß ich noch einen Augenblick mit dem Doctor reden.

Er ſchellte; ein Diener trat ein; der Graf befahl ihm, ſeinen Herrn zu rufen.

Meinen Herrn? fragte der Diener: der iſt abgereiſt.

Abgereiſt? und wohin?

Das weiß ich nicht.

Schlingel, ich laſſe dich züchtigen, wenn du nicht gleich ſprichſt.

Aber, wie ſoll ich ſagen, ſtotterte der erſchrockene Diener, was ich ſelbſt nicht weiß. Ich diene dem Doctor hier in Paris, in dieſem Hotel, das er gemiethet hat, und das nur ſein Abſteigquartier iſt. Der Herr Doctor hat noch eine Wohnung außerhalb Paris, die ich aber nicht kenne, und wohin er ſich faſt jede Nacht begiebt, denn hier ſchläft er ſehr ſelten. Vor einem Augenblick verlangte er Reitſtiefel und ſein ſtets geſatteltes Pferd, und ritt fort, nachdem er ein paar Piſtolen in den Sattel geſteckt.

So? rief Graf Sartines, die Sache geht mich alſo immer mehr an; jetzt laſſe ich ſeine

Wohnung, ſeine Möbel und ſeine Papiere unterſuchen.

Papiere, bemerkte der Bediente; im ganzen Hauſe iſt keine Spur davon; kein Blättchen kommt, das nicht alsbald verbrannt würde.

Dieſer Doctor iſt ja ein höchſt gefährlicher Menſch, ſchrie entrüſtet der Polizeileutnant, ein durchtriebener Gauner!

Er winkte zwei Männern, die er auf der Straße hatte warten laſſen; aber dieſe Agenten hatten den Doctor nicht fortreiten geſehen, weil er ſich durch eine Hinterthüre entfernt hatte. Die Wohnung wurde durchſtöbert; aber man fand nichts als etwas Wäſche, die überaus fein, aber ohne Zeichen war. Dann fand man eine bedeutende Summe in Gold und Silber, welche der Graf in einen Koffer verſchließen ließ, deſſen Schlüſſel er zu ſich ſteckte. Hierauf befahl er dem Diener, in der Wohnung zu bleiben und bei Kerkerſtrafe das Vorgefallene nirgendwie zu verrathen. Die zwei Agenten mußten ſich im Hauſe verbergen und er ſelbſt gieng mit dem Marquis fort. Sie beſtiegen den Wagen.

Auf dem Wege nach Verſailles drang der Graf in ſeinen Gefährten, ſich über den Doctor Caritas auszuſprechen. Aber dieſer war trotz ſeiner Aufregung ſehr zurückhaltend und da ihn Jener immer mehr mit Fragen beſtürmte, ſo antwortete er endlich:

Erlauben Sie, Herr Graf, ich kann das Geheimniß, das ich zu errathen glaube, nicht ausplaudern. Dieſes Geheimniß iſt nicht mein, ſondern gehört der Frau Dauphine, weil ſie mir einen Auftrag an den Doctor gab, den ſie morgen empfangen will. Sie werden begreifen, Herr Graf, daß ich mich eher tödten ließe, als ich die Sicherheit eines Mannes bloßſtellte, den Ihre königliche Hoheit bei ſich erwartet.

Ganz recht, erwiederte Sartines. Sie gehören zum Hauſe Ihrer königlichen Hoheit, Herr Marquis, und Sie ſind ein treuer Diener. Mein Herr aber iſt vor allen der König, und ich werde Seiner Majeſtät auf meine Weiſe dienen, das heißt, dieſen verdammten Doctor, der mir heut ſo gewandt entſchlüpfte, ſcharf im Auge behalten.

Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn ich Ihnen morgen in Trianon wieder begegne.

Sie werden nach Belieben handeln, Herr Graf, entgegnete der Edelmann. Nur muß ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß ich ſelbſt den Befehl habe, den Doctor zur Frau Prinzeſſin zu führen, wie er morgen in Trianon erſcheint. . . .

Er wird es nicht wagen, unterbrach Sartines.

Er wird kommen, verſicherte der Marquis. Ich fahre fort: Sie begreifen, daß, wenn mir einmal der Auftrag geworden iſt, Ihrer königlichen Hoheit den Doctor vorzuführen, ich dieſen Mann morgen auch unter meinen Schutz nehmen und Jedem meinen Degen weiſen werde, der mir ihn vor der Audienz zu entführen verſuchen möchte. Haben Sie mich verſtanden?

Vollkommen. Man muß geſtehen, die Frau Prinzeſſin hat energiſche Diener. Alſo Herr Marquis, wenn ich ſelbſt den Doctor am Kragen faßte. . . .?

So würde ich Sie tödten, antwortete mit höflicher Neigung des Hauptes der Edelmann.

Danke ſchönſtens, meinte Sartines. Ich verſtehe Sie und werde mich darnach richten.

Unter ſolchen Geſprächen langten die beiden Herren in Verſailles an, und der Marquis brachte ſeinen Geſellſchafter an den Flügel des Schloſſes, in welchem dieſer, wenn er nach Verſailles kam, ſein Logis hatte. Hier verabſchiedete er ſich von dem Herrn Polizeileutnant und wünſchte ihm die beſte Nacht von der Welt. Dann ließ er den Wagen wenden und durch die Stadt nach Trianon fahren, wo Ihre königliche Hoheit in dieſer Jahreszeit reſidirte und wo er nach Mitternacht anlangte.

Des andern Tages ließ Herr von Sartines ſeine Leute um Trianon herumlauern; er ſelbſt aber trieb ſich unter irgend einem Vorwand am Gitter des Hofes umher und blickte von Zeit zu Zeit nach der Allee, durch welche die Wagen heranfuhren. Der Erwartete kam nicht und der Graf triumphirte ſchon heimlich darüber, daß der jedenfalls höchſt gefährliche Doctor aus Angſt vor ihm nicht zu erſcheinen wage. In ſolchen Gedanken empfieng er aus der Hand eines

Agenten ein Schreiben unter dem großen Siegel und las Folgendes:

„Ich bin dem Doctor auf der Spur. Dieſes gefährlich Individuum iſt ein Emiſſär der verdächtigſten Freimaurerlogen und des geheimen Ordens der Illuminaten in Deutſchland. Mit großen Summen für die Verſchwörer gegen das Königthum verſehen, ſind ihm Anknüpfungen am franzöſiſchen Hofe gelungen. Er ſucht aus unbekannten Gründen eine Audienz bei dem Herrn Dauphin und der Frau Dauphine, und wird heute Mittag in Trianon ſein. Aber das Staatswohl verlangt, daß er noch vor dieſer Audienz verhaftet werde, denn er führt Giſte und narkotiſche Mittel bei ſich.“

Dacht' ich's doch! ſprach Sartines für ſich. Aber Mittag iſt vorüber, und mein Mann noch nicht da, und doch muß ich ihn um jeden Preis abfaſſen.

Jetzt wurde ihm ein anderes Billet gebracht; er las:

„Ich ſchöpfe aus verläßlicher Quelle. Der Doctor Caritas iſt ein Ehrenmann, ein großer

Herr, der ſich verkleidet, um unerkannt wohlthätig zu ſein. Ein treuer Anhänger der Throne, iſt er beſonders dem Hauſe Frankreich ganz ergeben. Er kommt Mittags nach Trianon."

Welche Widerſprüche, welche Verwirrung! dachte der Graf.

Da fuhr ein Wagen heran; zwei Polizeiagenten hatten ſich bereits in die Nähe des Gitters geſchlichen, wo langſamer gefahren werden mußte; der Graf ſelbſt trat ganz nahe herbei, und begrüßte die Frau Prinzeſſin von Lamballe, die ihn ſofort erkannte, und mit holdſeligem Lächeln verſicherte: ſie verberge den Doctor Caritas nicht unter ihrer Mantille. Der Wagen rollte in den Hof, und der Polizeileutnant ſtaunte, wie dieſe Dame um ſein Vorhaben wiſſen könne.

Jetzt nahte eine elegante Equipage, ein hochfriſirter Läufer mit goldknopfigem Stocke ſprang voraus, das konnte wohl nichts Verdächtiges ſein; indeſſen gieng Herr von Sartines doch in die Nähe, erkannte aber ſofort den Kardinal Herzog von Rohan, dem er ſeine Verbeugung machte.

Nun, lieber Graf, ſprach ihn dieſer an, ich ſehe doch nicht dem Spitzbuben von Doctor ähnlich, den Sie ſuchen?

Die Eminenz fuhr weiter, der Polizeileutnant wunderte ſich wieder, daß Alles den Doctor Caritas und die Pläne der Polizei kenne, und er fieng an zu vermuthen, daß der Doctor wirklich ein Mann von hohem Range ſein müſſe. Indeſſen kam Wagen um Wagen, und in jedem die vornehmſte Geſellſchaft an. Graf Sartines war eben im Begriff, ſeine Nachforſchungen einzuſtellen, als ihm ein dritter Brief zugeſtellt wurde. Dieſer lautete:

„Verlieren Sie keinen Augenblick. Der Doctor iſt der vermeſſenſte Schurke; gelingt es ihm, nach Trianon zu kommen, ſo iſt das größte Verbrechen zu befürchten.“

Der Graf ſchwitzte große Tropfen, die er ſich von der Stirne trocknete, als er den Marquis von Mailly, denſelben, der ihn geſtern bei dem Doctor getroffen, jetzt in der Uniform als Junker des Dauphins aus dem Trianon heraus und auf ſich zukommen ſah.

Ich freue mich, Sie wiederzuſehen, Herr Marquis, begrüßte ihn Sartines. Sie kommen gewiß, mir zu ſagen, daß ich geſtern Recht hatte. Der Doctor wagt es nicht zu erſcheinen, denn jetzt iſt die Stunde vorüber und er iſt nicht hier.

Im Gegentheil, Herr Graf, verſicherte Mailly, Sie haben ihn durchſchlüpfen laſſen.

Wie wäre das möglich, da ich in jedes Geſicht geſehen. Aber dann eile ich ihn zu arretiren, denn jetzt habe ich Beweiſe, daß er ein Verbrecher iſt.

Gemach, beruhigte ihn der Marquis; verhaften Sie ihn, wenn er herauskommt, jetzt aber laſſen Sie ihn mit Ihrer königl. Hoheit plaudern.

Gerade das ſoll verhindert werden; er führt Gifte und narkotiſche Mittel bei ſich . . .

Was Sie ſagen, Herr Graf! Geben Sie ſich jetzt zufrieden, und kommen Sie mit mir ins Schloß, wo die Frau Dauphine, welche gehört hat, wie Sie für ihre Sicherheit wachen, Ihnen danken will.

Herr von Sartines folgte dem Edelmann, deſſen Ruhe und bedächtiger Schritt ihn in Ver-

zweiflung brachte. Auf der Treppe begegnete ihnen der Graf von Maurepas, welcher eben von der Cour bei der Prinzeſſin kam und zu dem Polizeileutnant ſagte:

Eilen Sie, lieber Graf, ſonſt entſchlüpft Ihnen der Teufelsdoctor wieder!

Ich ſehe ſchon, murmelte Sartines, hier iſt Alles gegen mich verſchworen.

Sie durchſchritten jetzt den Vor- und Speiſeſaal der grünumbuſchten Villa, für welche die Dauphine eine ſo große Vorliebe hegte. Als ſie an den Salon kamen, wurden beide Flügel der Thüre weit aufgethan, ein ehrenvoller Empfang, der dem Grafen ſehr ſchmeichelte, noch mehr aber die huldreichen Worte, welche Ihre königliche Hoheit an ihn richtete:

Kommen Sie doch, Herr von Sartines, und laſſen Sie mich Ihnen danken, weil Sie für mich ſo beſorgt ſind.

Madame, antwortete der Graf unter drei tiefen Verbeugungen, ich thue nur, was ganz Frankreich thut, welches Sie vergöttert.

Frankreich liebte mich alſo? Das freut mich.

Jetzt aber, Herr Graf, thun Sie was Ihres Amtes iſt und verhaften Sie dieſen gefährlichen Doctor, der mit ſeinen Paſtillen die Throne bedroht.

Madame, erwiederte Sartines nach kurzer Umſchau im Saale, ich ſehe hier nur zehn Perſonen, welche ſämmtlich für die Frau Dauphine zu ſterben bereit wären.

Schon recht, fuhr die reizende Prinzeſſin fort; aber der abſcheuliche Doctor iſt doch auch im Saale; verhaften Sie ihn.

Das wäre mir ein Blindkuhſpiel, meinte Sartines; ich wüßte nicht, auf wen die Hand legen.

Und in Wahrheit, außer dem Marquis von Mailly und dem alten Herzog von Vauguyon befanden ſich nur Damen im Salon und zwar die ſchönſten der Welt

Ich ſehe ſchon, lächelte die Dauphine, ich muß Ihnen helfen.

Dann trat ſie auf eine der Damen des Zirkels zu, ein Weſen faſt ſchön und anmuthig wie ſie ſelbſt, faßte ſie bei der Hand und ſtellte ſich mit ihr dem Grafen Angeſicht in Angeſicht dicht

gegenüber. Dieſer blieb vor Erſtaunen ſtumm und regungslos.

Welche von uns beiden iſt nun der Gauner von Doctor? fragte ſie ihn mit dem vergnügteſten Lächeln.

Madame, entſchuldigte ſich der Graf, wie ich jetzt klar einſehe, bin ich ein Einfaltspinſel gegen den Doctor, wer er auch ſey.

Wohlan denn, fuhr die Dauphine fort, weil Sie uns ſo viel guten Willen zeigen, hier ſteht der Doctor; Sie verhaften ihn, aber Sie laſſen ihn bei mir im Gefängniß und ich bewache ihn.

Zugleich ſtellte ſie dem Polizeichef ihre Gefährtin vor, auf deren ſchönen Zügen, ſchlankem Wuchſe und höchſt vornehmen Weſen das Auge des Erſtaunten ruhte und den Doctor Caritas herauszufinden ſuchte.

Ich bin geſchlagen und verwirrt, bekannte er.

Und jetzt, nickte die Prinzeſſin, wollen wir Ihnen auch alles ſagen: wir wollen großmüthig in unſerem Siege ſein, denn, wiſſen Sie, meine Damen, — wandte ſie ſich an die Geſellſchaft — daß es ein großer Sieg iſt, wenn man einen

Gegner wie Herrn von Sartines ſchlägt. Ich bin ganz ſtolz darauf. Nun aber, liebe Athenais, fuhr ſie zu der Dame an ihrer Seite fort, erzählen Sie uns Ihre Geſchichte der letzten vier Jahre. Friſch heraus, Herr Doctor, ohne Schüchternheit!

Und hier zeichnen wir den beiläufigen Inhalt der Erzählung auf, welche die aufgeforderte ſchöne Dame im Salon der Frau Dauphine zum Beſten gab. —

Athenais von Montfort war auf Martinique geboren. Ihr Vater beſaß ein großes Vermögen, das er aber binnen zwanzig Jahren verſchleudert hatte. Als er daran denken ſollte, ſeine Tochter zu verheirathen, war kaum noch eine kleine Rente ſein eigen. Athenais war in einem der beſten Klöſter von Paris groß geworden, ihre Erziehung war ausgezeichnet, ihre Schönheit hinreißend, ihr Geiſt glänzend und ihr Herz ein wahrer Schatz von Tugend. Sie wurde im zwanzigſten Jahre verwaiſt. Man ſprach der Frau Dauphine, die ſich eben verheirathet hatte, von ihr und ſtellte ſie der Prinzeſſin vor. Der König Ludwig XV. bemerkte ſie; je älter er wurde, deſto

hübſcher fand er die junge Mädchen. Er wünſchte ganz beſonders, daß ſeine liebe Tochter, die Frau Dauphine, das Fräulein von Monfort unter ihre Geſellſchaftsdamen aufnehme, und ſo geſchah es. Aber der König hatte ſich geirrt: Athenais blieb tugendhaft und wurde darum bald die innigſte Freundin ihrer erhabenen Gönnerin.

Es gab damals eine vielgeltende Frau, deren Hauptſorge darin beſtand, die ſchönen jungen Mädchen am Hofe, welche die Blicke des Königs beſonders auszeichneten, ſchnellmöglichſt zu vermählen. Frau von Dubarry machte ihre Einleitungen und ſpann die Sache ſo glücklich aus, daß eine Parthie, die ſich für das Fräulein von Montfort fand, die Billigung der Dauphine erhielt. Athenais vermählte ſich faſt aus Gehorſam und hauptſächlich weil ſie dadurch ihrer königlichen Freundin zu gefallen dachte. Sie heirathete einen hochbetitelten Mann von ſehr großem Vermögen, den Grafen B., welcher Geiſt, aber auch zügelloſe Leidenſchaften hatte. Er war von ungemeſſenem Ehrgeiz und bot Allem Trotz, um ſein Ziel zu erreichen. Unerbittlich gegen Alles,

was ihm ein Hinderniß war, vergaß er ſich oft gegen die Regierung Sr. Majeſtät. Dabei war er ein Wüſtling, der ſeine Gemahlin ſehr unglücklich gemacht — wenn dieſe nicht faſt ausſchließend bei der Dauphine gelebt hätte.

Eines Tages aber bei einem wilden Gelage ſtieß der Graf von V. ſo grobe Schmähreden gegen die Miniſter, ja gegen den König ſelbſt aus, daß er ſofort verhaftet und in die Baſtille gebracht wurde. Dort hätte er vielleicht einen guten Theil ſeines Lebens verbracht, wenn nicht die Bitten ſeiner Frau erhört worden wären. Die Thore des Gefängniſſes öffneten ſich für den Grafen V., aber an die Stelle der Haft trat die Verbannung. Er war aus dem Königreich verwieſen und wurde wohl bewacht über die Grenze gebracht. Nur aus Berückſichtigung der Tugenden der Gräfin, ſeiner Gemahlin, blieb der Strafſällige im Beſitz ſeines ungeheuren Vermögens.

Voll Mitleid und Pflichtgefühl ſank jetzt die ſchöne Athenais zu den Füßen ihrer Gebieterin und bat um die Erlaubniß, ihrem Manne folgen

zu dürfen. Da er frei und glücklich war, hatte sie so zu sagen getrennt von ihm gelebt; den Verbannten durfte sie nicht verlassen.

Man weinte viel auf beiden Seiten; alle Welt wunderte sich über das große Opfer der Gräfin, diese aber beharrte fest auf ihrem Entschlusse, erhielt endlich die Erlaubniß, die nur mit Bedauern gegeben wurde, und reiste nach Wien, wohin ihr Gemahl sich begeben hatte. Sie hoffte ihn zu einem besseren Lebenswandel zurückzuführen; allein darin irrte sie. Während er seine Frau bewunderte und seinen Engel nannte, geberdete er sich fortwährend wie ein Teufel. Etwa ein Jahr nach seiner Ausweisung aus Frankreich beleidigte er einen österreichischen Obersten, einen tüchtigen Haudegen, der ihn im Duell erstach.

Ein rechtskräftiges Testament, das er bei Antritt seiner Verbannung bei einem Pariser Notar niederglegt, setzte die Gräfin zur Erbin seines ganzen Besitzes ein. Diese war nun zweiundzwanzig Jahre alt, unermeßlich reich, aber im Gemüthe so tief verwundet, daß sie sich in

ein Kloſter zurückzuziehen dachte; denn die Welt war ihr verhaßt. Zwar fühlte ſie ſich zu ihrer geliebten Dauphine hingezogen, in deren Haus ſie gern zurückgekehrt wäre; allein dieſes Haus war der Hof, und zwar der glänzendſte Europa's. Auf der andern Seite ſtieß das Kloſter mit ſeinem entſagenden, einſamen, und unthätigen Leben eine Frau von ſo lebhafter Phantaſie und ſo liebebedürftigem Herzen ab, eine Frau, die ſich gern dem edlen Stolze der Unabhängigkeit überließ und die die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und ihre orginellen Launen nicht gern einſchränkte.

Sie entſchied ſich alſo für ein freies Leben, und weil ſie in jeder Beziehung tugendhaft war, ſo beſchloß ſie, ihre ganze Freiheit zum Beſten der leidenden Menſchheit zu verwenden. Gewiß ein ächt chriſtlicher Gedanke, und wenn die Art ſeiner Ausführung ein wenig exzentriſch war, ſo ſtimmte ſie hinwieder ganz mit dem Character der reizenden Kreolin überein.

Die Gräfin von V. brach auf einmal die Korreſpondenz ab, welche ſie nach Frankreich zu-

rückberief. Ein Gerücht verbreitete ſich, ſie ſei in ein Kloſter gegangen; aber wo und in welches, blieb ein Geheimniß für alle Welt. Athenais war verſchwunden.

In zwei oder drei Jahren iſt man in Frankreich und anderwärts ſo gut als vergeſſen. Da ſprachen eines Tages, wie wir im Eingang mitgetheilt, die Pariſer Zeitungen von einem gewiſſen Doctor Caritas, der ein Heilmittel für alle Uebel unentgeltlich verabreichte. Der Doctor war noch jung, hübſch, und ſehr reich. Aber er hatte ſein Inkognito, welches er vor der ganzen Welt feſthielt, vor der höchſten Dame Frankreichs entſchleiert, und dieſe, ſo gütig als geiſtreich und aufgeräumt, fand an der Originalität dieſer Mildthätigkeit großes Wohlgefallen.

So gelangen wir zur Thatſache ſelbſt und brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Paſtillen des Doctors nichts Anderes waren als ſchöne vollwichtige Gold- und Silbermünzen in Papier eingehüllt und nach ihrem Werthe numerirt. Die Gebrauchsanweiſung verſtand ſich natürlich von ſelbſt. —

Die Erzählung der Gräfin erregte im Salon der Prinzeſſin Senſation. Als ſie endlich ihre Verkleidung und dann die Unruhe beſchrieb, die ſie der Polizei, ja dem Grafen Sartines ſelbſt verurſachte, und wie ſie dieſem zwiſchen den Händen verſchwand, brach Alles trotz der Etikette in den heiterſten Beifall aus und die Frau Dauphine umarmte den köſtlichen Doctor im Namen der ganzen Geſellſchaft.

Herr von Sartines wurde ein wenig ausgelacht, lachte aber mit und verſicherte, etwas von dem zarten Geheimniß, das hinter dem Doctor ſteckte, habe er doch bemerkt.

Nichts haben Sie bemerkt, lieber Sartines, verſicherte jetzt eine wohlbekannte Stimme von der Thüre her. Alles erhob ſich, denn Seine Majeſtät der König war eingetreten, begrüßte nach ſeiner Weiſe die Dauphine mit einem zierlichen Handkuß, und wandte ſich dann an Athenais:

Doctor, Doctor, Sie verwirren meine Polizei. Uebrigens, Frau Gräfin, fuhr er fort, werden Sie noch mehr Leute verwirren und um

den Kopf bringen, wenn Sie ſo bleiben, wie wir Sie jetzt wieder erblicken, anmuthig und reizend im höchſten Grade.

Sire, fragte die Prinzeſſin, und billigen Sie denn die vom Doctor erfundene Art der Wohlthätigkeit?

Vollkommen, erwiederte der König, und für unſern Theil weiſen wir ihm fünfzigtauſend Livres an, die in Paſtillen verwandelt und von ſeinen ſchönen Händen vertheilt werden ſollen.

Und ich gebe ihm eben ſo viel, fügte die Dauphine hinzu, obwohl ich nicht ſo reich bin, wie der König, aber dieſer weiß auch, daß ich zu ihm borgen komme, wenn ich Geld brauche.

Ludwig bejahte mit Verbindlichkeit, und Jeder aus der hohen Geſellſchaft ſteuerte Material für Paſtillen und man erbot ſich noch überdieß, bei allen Freunden Sammlungen zum Beſten der Kranken des Doctors einzuleiten.

Und die Armen von Paris hatten einen guten Winter.

Den Doctor Caritas, der ſich in eine ſchöne Dame verwandelt, bekam man freilich nicht mehr

zu ſehen; aber ſeine Paſtillen blieben Mode in der vornehmen Welt, die ſie reichlich vertheilte, und wobei ſich die Bedürftigen wohlbefanden.

Das Erzählte führt gleichſam zu dem Schluſſe, daß Geld ein Heilmittel für alle Uebel iſt — und in gewiſſer Beziehung iſt dieß allerdings wahr, denn bei den Armen rühren faſt alle Uebel vom Elend her. Die öffentliche Wohlthätigkeit kann wohl viel thun, aber keine Wunder wirken. Die Privatmildthätigkeit hingegen hat eine unbegränzte Macht, denn ſie kann nach Belieben alle Geſtalten annehmen und ſich ins Unendliche vervielfältigen. Frei, ſinnreich, immer rege und opferbereit, vermag ſie allein die geheime Noth zu entdecken und zu lindern. Da zieht ſie hin mit vollen Händen und edlen Vorſätzen, durchwandelt die Stadt von einem Ende zum andern, erſpäht das Unglück und rettet es vor Verzweiflung, indem ſie allenthalben ihre Paſtillen austheilt und nur heimkehrt, um die Börſe zu füllen und des andern Tages ihr Werk der Barmherzigkeit von neuem anzufangen. Gott ſegne ſie dafür!

Mildthätigkeit.

Wie ſich Schupp' an Schuppen reihend
Bald zum ganzen Panzer ſtreckt,
Der, dir Sicherheit verleihend,
Dich beſchützt und dich bedeckt:
So die du aus edlen Trieben
Schenkſt, die Gaben bunter Zahl
Werden all' dir gutgeſchrieben
Als dein Himmelskapital.

Auf einem Nebenplatze der Stadt, der wohl auch als Spaziergang diente, ſtand eine gewöhnliche Steinbank, den anderen ganz ähnlich und doch vor allen durch eine eigene Benamung ausgezeichnet: ſie hieß die Bank der Geizigen.

Sie mochte dieſe Benennung ſeit zwei Jahren führen, wo ſich auf dem Platze etwas Beſonderes zutrug. Der ſechsjährige Knabe einer armen Frau war damals dort unter ein Fuhrwerk gerathen und erlitt einen Beinbruch. Der Schmerz der Mutter war herzzerreißend. Niedergekauert neben dem Kinde, das auf der Erde lag, ſchluchzte ſie laut und ihre Worte, in denen ſich eine tiefe Verzweiflung kund gab, rührten die rings verſammelten Leute zu Thränen. Obwohl noch ſehr jung, war ſie doch ſchon Wittwe und mußte mit ihrer Arbeit ſich und ihr Kind ernähren. Pflegte ſie nun den armen verwundeten Kleinen, ſo konnte ſie nicht arbeiten, und behielt

ſie ihn nicht bei ſich, ſo mußte ſie ihn in ein Spital thun und ſich von ihm trennen, da er der Mutter gerade ſo ſehr bedurfte. Ihre Klagen waren erſchütternd. Während ein eben vorüberkommender Arzt die Wunde des Kindes unterſuchte, lag ein banges Stillſchweigen auf der verſammelten Menge und jammernd wiederholte die Mutter das Wort: Was nun thun?

Was nun thun? — Die Obſtfrau von der Ecke des Platzes antwortete darauf. Die Frau war nichts weniger als reich, im Gegentheil, ihr Anzug höchſt einfach und ärmlich, ihr Kram ſehr beſcheiden: Johannis- oder Stachelbeeren, Aepfel oder Nüſſe — was die Jahreszeit eben gab; die Kinder, die auf dem Platze ſpielten, waren ihre ganze Kundſchaft. Wie ſie von dem Unglück gehört, war ſie herbeigelaufen und jetzt gab ſie die Antwort, die zwar nicht ſonderlich hochdeutſch klang, aber der braven Frau alle Ehre machte.

„Was thun? Da iſt nicht lange zu denken und rathen. Hier ſtehen eine Menge gute Leute — da muß eine jeder was thun und beiſteuern“

— ſie hielt das Käppchen des Knaben hin — „das iſt dann ein kleiner Zehrpfennig für die Mutter, daß ſie ihr Kleines bei ſich pflegen kann, bis es wieder geſund wird.“

Dieſe ſchlichte Beredſamkeit wurde noch durch ein gutes Beiſpiel unterſtützt. Die gute Obſtfrau leerte ihre eigene Hängtaſche aus, Kupfermünzen ſpärlich mit Silber untermiſcht, ihr ganzes Beſitzthum, machte daraus zwei gleiche Hälften und ſchüttete die eine in das Käppchen.

„Das iſt brav, liebe Frau!“ ſagte ein vornehm ausſehender Herr, der hinter ihr ſtand, zog raſch ſeine Börſe, reichte mit der ſeinen Hand herüber und ließ ein Goldſtück unter das Kupfer gleiten. Eine Bewegung der Freude durchlief alle Anweſenden, die es ſahen und die ſchon die Worte der Frau willfährig geſtimmt hatten.

„Und nun will ich Almoſen bitten gehen,“ fuhr die Obſtfrau fort. „Freilich,“ meinte ſie mit einem Seitenblick auf den Spender des Goldes, „könnte — bei einer ſolchen Menge von Menſchen — ein Mann mitgehen und helfen ...“

„Von Herzen gern, wenn es nützt,“ ant-

wortete der Gemeinte, nahm die Frau an der Hand führte ſie im Kreiſe herum und während ſie den Leuten das Käppchen des Kindes entgegenhielt, ſtreckte er, entblößten Hauptes, ſeinen Hut den Gebenden hin. Die Gaben kamen reichlich und von allen Seiten herbei. Wiewohl die Ueberzahl der Verſammelten aus unbemittelten Leuten beſtand, entzog ſich doch keiner der Spende .... und doch, ja! ... zwei weigerten ſich beizuſteuern.

Es waren dieß zwei Herren in den Jahren, welche man immer auf dieſem Platze ſah. Sie kamen an jedem Nachmittag daher und ſaßen immer auf der Bank, die wir im Eingang dieſer Schilderung bezeichneten. Mager und ſteif, harten Blicks, gekniffener Lippe, flößte ihr Aeußeres keine Sympathie ein, ihre Stimmen klangen trocken und ſcharf. Sie ſaßen auf ihrem Platz, als ſich das Unglück ereignete. Jetzt trat die Obſtfrau und ihr Begleiter um eine Gabe zu ihnen heran.

„Was ſoll's?“ fragte der Aeltere der Beiden.

„Der fragt noch, was ſoll's!“ erwiederte die Obſtfrau.

Der mitgekommene Herr aber erklärte, daß ſie zum Beſten einer armen Frau, deren Kind ſo eben einen Beinbruch erlitten, Almoſen ſammeln und ſich an die Großmuth der Herren wenden.

Die Großmuth des Einen mochte der Mildthätigkeit des Andern die Waage halten, das heißt, Beide hatten von dieſen Eigenſchaften gerade ſoviel an ſich als die Steinbank auf der ſie ſaßen.

„Ich habe kein Geld bei mir!“ antwortete der Eine und: „Ich auch nicht!“ der Andere, indem er raſch den Rock zuknöpfte.

Mittlerweile war das Kind in einen nahen Laden gebracht worden, wohin man nun auch die Sammlung für die Mutter trug.

Von dieſem Tage führte die Bank der Geizigen ihren Namen. Befanden ſich die Zwei dort, ſo ſetzte ſich Niemand zu ihnen; die Kinder ſogar zogen ſich bei Seite. Wohl fühlten die Beiden den Eindruck, den ſie machten, aber ſie

ließen, obgleich er ſie verletzte, keine Gelegenheit vorüber, ihn neu zu beſtärken.

Es war am 26. Oktober, der Tag war ſchön, die Luft ſcharf aber rein und kein Wölkchen am Himmel. Dicht vor den Novembernebeln ſchien die Sonne milden Abſchied nehmen zu wollen für lange Zeit. Die zwei Geizigen ſaßen wie gewöhnlich auf ihrer Bank und erlabten ſich, die Hand auf dem Stockknopfe, an dem wärmenden Strahle. Der Aeltere, Steinmann, mochte über ſechszig Jahr, der Jüngere, Hartmuth, kaum fünfzig zählen. Dieſer Letztere, wahrſcheinlich mit einem Gedanken beſchäftigt, langte eine Brieftaſche mit einem Kalender hervor, in welchem er Tag um Tag mit dem Finger herunterfuhr, bis er am heutigen Datum hielt.

„Heute iſt der 26., nicht wahr, Steinmann?“

„So iſt es.“

„Da iſt ja morgen mein Geburtstag!“ fuhr Hartmuth mit einem eigenthümlichen Grinſen

ſort; das war ſeine Art zu lachen, welche er überhaupt nur wenig an ſich hatte.

„So, Ihr Geburtstag," erwiederte Steinmann, „meinen Sie vielleicht, daß ich Ihnen Glück wünſchen ſoll?"

„Warum nicht gar! haben Sie es doch nie gethan und vielmehr über den Brauch ſtets geſpottet. Sie haben auch recht: er iſt albern." — Er ſteckte den Kalender ein und fügte dann nach einigem Beſinnen hinzu; „Es ſind jetzt ſchon einundzwanzig Jahre her, daß mir an dieſem Tage Glück gewünſcht wurde."

„Ja," meinte der Andere, „damals von Klara."

„Und einen Monat ſpäter ſtarb ſie." Hartmuth ſtockte und huſtete. „Ich glaube wahrhaftig, ich erkälte mich," ſagte er dann, „der Abend bringt Nebel." — Und in der That, die ſinkenden Sonnenſtrahlen zogen Dünſte empor, die an der Erde hinkrochen.

„Ja, ich erinnere mich," begann Steinmann nach einer Pauſe und mit dem Finger

an der Stirne; „Klara gab Ihnen damals eine Börſe, die ſie ſelbſt geſtickt hatte.“

„Und die am Tage ihres Todes verſchwand.“

„Sammt den hundert Gulden, die ſie enthielt.“

„Dieſe hundert Gulden,“ bemerkte Hartmuth, „ſollten nun einmal, wie es ſcheint, verloren ſein.“

„Ja, ja,“ ſeufzte der Aeltere, „denn Klara hätte ſie auf ihre Weiſe hinausgeworfen, und wir waren überdieß gezwungen, alle Jahre denſelben Betrag einzubüßen, was bis jetzt ſchon verlorene 2100 Gulden ausmachen würde.“

„Gerechter Himmel, welche enorme Summe!“

„Ich habe es Ihnen immer geſagt, Hartmuth, der Einfluß der Weiber taugt nichts; ſie machen Schwächlinge aus uns.“ — Steinmann, war nichts weniger als ein ſolcher Schwächling; die ganze Menſchheit hätte vor ſeiner Thüre Hunger ſterben können, ohne ihm einen Deut zu entlocken, ſo ſtark und ſtandhaft war der Mann.

Nach einem kurzen Stillſchweigen begann Hartmuth: „Wahr iſt's, ſie beherrſchte uns beide,

ſie leitete uns wie Kinder, Sie, den Vater und mich, ihren Mann. Erinnern Sie ſich noch, wenn ſie uns ſo feſt mit ihren großen Augen anblickte. Sie hatten eine wunderbare Farbe, dieſe Augen; ich habe nie ähnliche geſehen: es war als ob man in den tiefſten Spiegel eines grünblauen Gewäſſers ſchaute. Und offen geſagt, ich liebte ſie: ihr unerwarteter raſcher Tod machte mich faſt wahnſinnig. Darum wandte ich auch dreihundert Gulden auf ihr Begräbniß."

„Dreihundert Gulden!" ſeufzte Steinmann.

„Es gingen viele Leute mit der Leiche, beſonders die Armen, erinnern Sie ſich noch? Sie war allgemein beliebt, denn ſie verſchenkte viel."

„Ja," polterte der Alte, „das Bettelvolk weiß die Schwächen der Menſchen auszubeuten. Ihm etwas ſchenken, heißt nur die Trägheit und alle Laſter begünſtigen."

Es fing an dunkel zu werden und in den Kaufläden blitzte ſchon hie und da eine Gasflamme auf. Steinmann fuhr mechaniſch in die Taſche, holte die Handſchuhe hervor und be-

kleidete die eine Hand; dann hielt er plötzlich inne, ſtieß ſeinen Gefährten mit dem Ellbogen an und ſprach: „Sie ſagten vorhin, daß Sie ſeit einundzwanzig Jahren nicht beglückwünſcht wurden. Gefehlt, Hartmuth, gefehlt! Sie wurden inzwiſchen beglückwünſcht.“

„Von wem?

„Von der Kleinen, von Ihrer Tochter. Wie ſie in der Penſion war, ſchickte ſie Ihnen einmal an dieſem Tage einen Brief, einen Blumenſtrauß und ein Paar von ihr geſtickte Pantoffel.“

„Sie haben Recht, aber das kam nicht wieder vor.“

„Ich erinnere mich, daß Sie es ihr unterſagen ließen. Waren Sie ihr denn darum böſe?“

„Nein, keineswegs; ich glaube auch alle meine Vaterpflichten gegen ſie reichlich erfüllt zu haben: ich beſtritt alle Koſten der Erziehung und gab meine Einwilligung zu ihrer Heirath.“

In der That verſtand ſich Herr Hartmuth vortrefflich auf das, was er ſeine Vaterpflichten

nannte. Kein Vater zahlte pünktlicher jeden Monat das Koſtgeld und am Schluſſe des Quartals das Penſionshonorar für ſein Kind. Er ließ keinen Tag darauf warten. Deßgleichen ſetzte kein Vater der Verheirathung ſeiner Tochter weniger Schwierigkeiten entgegen. Wahr iſt es freilich, daß er ſich niemals um ſie bekümmerte, daß ſie geradenwegs aus dem Hauſe ihrer Amme in die Penſion und aus der Penſion in das Haus ihres Gatten kam, ohne daß es dem Vater einfiel, ſie ſehen und umarmen zu wollen. Wahr iſt ferner, daß er es kaum der Mühe werth fand, denjenigen kennen zu lernen, dem er das Schickſal ſeiner Tochter anvertraute. Aber das ging Niemand etwas an. Die Amme, die Koſtgeber und die Penſionslehrer hatten keinen Heller zu fordern; das war die Hauptſache und damit ſeine Vaterpflicht gethan. Er hatte in ſeinem Sinne volles Recht, ſich dieſer Erfüllung zu rühmen und Steinmann fiel es nicht ein, dagegen etwas einzuwenden; er fuhr fort, ſeine Handſchuhe anzulegen.

Da ertönte ganz in der Nähe eine ſchwache Kinderſtimme: „Mutter, mich hungert!“ wimmerte ſie.

Steinmann und Hartmuth wandten die Köpfe und erblickten auf dem andern Ende ihrer Bank eine ſitzende Frau, die ein kleines Mädchen, das aufrecht in ihrem Schooße ſtand, an's Herz drückte. Natürlich, das kümmerte die Geizigen nicht. Der Eine ſtützte ſein Kinn auf den Stockknopf, der Andere ſetzte die Handſchuhtoilette fort. Jetzt trat ein zwölfjähriger Junge, der Zündhölzchen feilbot, vor ſie hin.

„Sieh,“ rief Steinmann, „das kommt ganz gelegen; faſt hätte ich vergeſſen, daß wir keine Zündhölzchen mehr daheim haben. Sie kauften die letzten, heute iſt die Reihe an mir.“ Dann wandte er ſich an den kleinen Verkäufer: „Laß deine Waare beſehen. Die Päckchen ſind ſehr ſchwindſüchtig. Sind die Hölzchen aber auch gut?

„Gewiß,“ verſicherte der Junge.

„Wenn ſie es nicht ſind und Du mir wieder begegneſt, ſo krieg ich Dich an den Ohren,“

brummte der Alte, indem er ein Päckchen aus-ſuchte. „Und jetzt willſt Du auch deinen Kreuzer haben, nicht wahr?“ — Er griff dabei in die Weſtentaſche.

In dieſem Augenblick ließ ſich die Stimme der Kleinen wieder vernehmen: „Mutter, mich hungert, gib mir ein wenig Brod!“

Das Kind ſtand jetzt auf der Erde, an die Kniee der Mutter gelehnt; dieſe beugte ſich herab und flüſterte ihm etwas zu. Vielleicht wenn Steinmann, der Nächſtſitzende, ein wenig aufgehorcht — ſo hätte er die leiſen Worte ge-hört: „Armes Kind, ich habe keinen Kreuzer, um Dir Brod zu kaufen.“ Er aber ſtörte noch immer in der Weſtentaſche herum, holte Münzen heraus und ſuchte vielleicht nach einem leicht-haltigen Kreuzer. Endlich empfing der Junge die Zahlung und entfernte ſich.

Mittlerweile fiel Licht auf die Bank und die dort Sitzenden. Eine Laternenflamme in der Nähe war angezündet worden und das Gas beleuchtete die Münzen, die der Geizhals in der Hand hielt. Die Kleine ſah ſie und hatte

Hunger. Sie erblickte in den Kreuzern nur Brödchen, und in ihrer Unſchuld und Unkenntniß menſchlicher Geſetze vermeinte ſie, daß, wer zu eſſen habe, auch Andern, die es nicht haben, davon abgeben müſſe. Das arme Kind gieng auf Steinmann gerade zu und bat in lieblichem, aber etwas zitterndem Tone: „Gib mir einen Kreuzer zu Brod!“

„Eine Bettlerin,“ murrte Hartmuth, den Kopf abwendend.

„Ja, es gibt Leute,“ betonte Steinmann, „welche ihre Kinder zum Bettel am Abend abrichten“ und ſchob dabei ſeine Münzen raſch in die Taſche. Aber eine derſelben entglitt ihm, vielleicht weil ſie ſchwerer als die andern war. Es war dieß mehr eine Schau- als eine Geldmünze, ein ſeltenes Stück, ein Doppelſou, den das belagerte Mainz vor etwa ſechzig Jahren aus Glockengut geſchlagen, gelbliches Erz und ein wenig ſilberhaltig. Das Geldſtück fiel durch ſein Gewicht zu Boden und rollte zu der Kleinen. Dieſe, in der Meinung, es ſei ihr beſtimmt, hob es auf. Aber darin hatte ſich das Kind

geirrt, denn Steinmann verſchenkte Nichts und unterſtützte das Laſter nicht.

„Wirſt Du gleich mein Geldſtück herausgeben, kleine Diebin!“ ſchrie er.

„Man muß Mutter und Kind arretiren laſſen,“ polterte Hartmuth.

Die Mutter war aufgeſtanden, erkannte augenblicklich den Vorgang, nahm das Geldſtück aus den Händen des Kindes und gab es dem Geizhals zurück, der es brummend annahm — er hatte wirklich die Stirne es anzunehmen.

Dabei war das Geſicht des Weibes vom Gaslicht beleuchtet erſchienen. Sie war noch jung, höchſtens 20 Jahre alt; das hübſche Oval ihrer blaſſen Züge umgaben zwei ſchwarze Flechten. Ihre großen Augen hatten einen wunderbaren Blick und zwei Thränenperlen zitterten darin. Ein kleines dunkles Mal, etwa linſengroß, zeichnete ihre Lippe über dem rechten Mundwinkel. Das alles ſah Steinmann und Hartmuth, aber ſie ſahen noch viel mehr, etwas, ſo ſie vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Schauer durchrieſelte.

Die junge Frau nahm das Kind auf den Arm und gieng raſch von hinnen. Die Blicke der Geizigen folgten ihr, ſo lange man ſie ſehen konnte. Beide ſchwiegen lange Zeit.

„Sonderbar, wie es plötzlich ſo kalt wird,“ ſagte endlich Steinmann, und ſeine Zähne klapperten.

„Ja, ſehr kalt,“ beſtätigte ſein Schwiegerſohn, „die Folge des Nebels.“

„Nein, Herr Hartmuth, das kommt nicht vom Nebel.“

„Wir ſind ja ganz ſtarr geworden“ ſtotterte der Jüngere wieder, dem beim Aufſtehen faſt die Beine verſagten.

„Nein, Herr Hartmuth, das kommt nicht bloß vom Starrwerden,“ wiederholte dumpf der Alte, — und die Beiden giengen, auf ihre Stöcke geſtützt, fort.

Hier aber wird es nöthig, einen Rückblick in die Vergangenheit der beiden Geizigen zu werfen.

Steinmann hatte ſich früh verheirathet, und zwar mit der Tochter des Hauſes, in dem er

arbeitete. Das Geſchäft wurde ihm als Morgengabe der Braut übergeben. Nach einem Jahre der Ehe ward er Vater eines Töchterleins, Klara's, die erſt zehn Jahre alt war, als die Mutter ſtarb. Die Kleine kam daher in eine Erziehungsanſtalt. Mittlerweile wurde Hartmuth als Geſellſchafter von ihm in's Geſchäft gezogen, da alle zwei, bei gleichen Eigen- und Leidenſchaften, eine gewiſſe Sympathie für einander fühlten. Das gemeinſame Intereſſe löthete die ſchmutzigen Seelen noch feſter zuſammen. Klara zeigte ſchon in ihrem dreizehnten Jahre eine ſeltene Ueberlegenheit und Reife des Geiſtes. Steinmann holte ſie darum aus der Penſion, ſetzte ſie in's Comptoir und entließ den Buchhalter — eine Erſparung von nahezu 800 Gulden.

Klara wuchs heran und wurde ſehr ſchön. Ihr großes Auge hatte eine wunderbare Farbe; es war, als ob man in den tiefen Spiegel eines grünblauen Gewäſſers ſchaute; und einen beſonderen Reiz ihrer Schönheit — ſo verſicherte Hartmuth — bildete ein kleines dunkles Mal, etwa linſengroß, an ihrer Lippe über dem rechten

Mundwinkel; das matte Weiß ihrer Haut wurde dadurch sehr gehoben. Aber diese körperliche — war nichts gegen die Schönheit ihres Geistes. Sie besaß so viel Großmuth, als ihr Vater Eigennutz, was nicht wenig sagen will. Ihr Vorsatz war, die Summe des Bösen und Guten, das aus ihrem Hause hervorging, vor Gottes Augen in ein Gleichgewicht zu bringen, und darin machte ihr Herr Steinmann viel zu schaffen. Doch gelang es ihr, die Herrschaft über ihn zu gewinnen, denn er scheute den festen und doch so zärtlichen Blick Klara's.

Hartmuth, wohl über zehn Jahre jünger als Steinmann, konnte bei dem täglichen Umgang mit Klara nicht ohne Eindruck bleiben: er verliebte sich in sie. Wen die Liebe erfaßt, den will sie auch allein beherrschen, und so bekämpfte sie mächtig den Geiz in Hartmuth's Herzen. Steinmann gewahrte das, und dieser Umstand schien ihm die kaufmännischen Interessen zu bedrohen. Klara soll Hartmuth heirathen, beschloß er bei sich, dann ist dieser in vier Wochen wieder geheilt.

Aber Klara wollte nichts davon wiſſen; der Vater wiederholte ihr den Vorſchlag zum zweiten und dritten Mal; ihr Widerſtand erbitterte ihn und er wurde hart und boshaft. Die Tochter fühlte, daß ein längeres Sträuben die Erfolge ihrer bisherigen Bemühungen und alles Gute für die Zukunft in Frage ſtelle. Eines Tages, als es ſich um den Ruin einer braven Kaufmannsfamilie handelte, deren Loos in ihres Vaters Händen lag, erwiederte dieſer auf Klara's Bitten: „Heirathe Hartmuth, ſo willfahr' ich deinen Wünſchen; thuſt Du's nicht, ſo thue ich auch nichts." — „Gut denn, es ſei!" antwortete ſie. Und Hartmuth wurde ihr Mann. Arme Klara, ihre Aufgabe ward jetzt eine doppelte: ſie mußte nun das Gleichgewicht zu dem zweifachen Eigennutz von Vater und Gatten bilden, und ihr Herz ermüdete in dem Werke nicht.

Acht Monate nach ihrer Verheirathung befand ſich Klara im weit vorgerückten Zuſtande der Mutterhoffnung. Da kam der Geburtstag ihres Mannes heran. Wir wiſſen bereits, daß ſie ihm zu dieſem Tage eine Börſe ſtickte. Auf

dieſer ſtand in Goldperlen das Wort: Freigebigkeit. Hartmuth nahm die Börſe und verſteckte ſie in einer Ecke ſeines Pultes.

Kurze Zeit nachher ſagte Klara zu ihm: „Hartmuth, der Tag meiner Befreiung naht allmälig und mich ängſtigt ein trauriges Vorgefühl. Laß uns etwas thun, was Gott gefällt, damit ſeine Gnade mir beiſtehe.“

„Wenn das möglich wäre —“

„Es iſt ganz leicht. Ich bitte Dich, bringe mir die Börſe, die ich Dir gegeben, und bitte den Vater, mit herauf zu kommen; er wird im Magazin ſein.“

Einen Augenblick ſpäter kehrte Hartmuth mit Steinmann zurück.

„Vater,“ ſprach Klara, „es iſt jetzt an der Zeit, das Verſprechen, das Sie mir wiederholt gemacht, zu erfüllen — und Du auch, Hartmuth.“

„Welches Verſprechen?“

Klara entfaltete die Börſe und deutete auf das Wort: Freigebigkeit. Die beiden Geizigen wandten ihre Blicke ab.

„Ihr verſpracht mir, ſie eines Tages zu

füllen und euch dann von mir geleiten zu laſſen, um ſie zu leeren."

„Sie zu füllen?" ſtotterte Hartmuth.

„Ja, und wenn ihr mich liebt und meine glückliche Geneſung wünſcht, ſo müßt ihr noch heut euer Wort halten."

Klara drängte die zwei Geizigen zur Erfüllung; nach allen erdenklichen Widerſtandsverſuchen erſchmeichelte ſie von jedem fünfzig Gulden; die Geber ſchwitzten faſt Blut dabei.

„Ich danke euch," ſagte ſie, „und ihr werdet mir Abends Dank wiſſen. Es iſt abgemacht: nach Tiſch gehen wir alle drei mitſammen fort, um dieſe hundert Gulden nach meiner Anleitung auszugeben." Und als die Beiden ſich entfernten, rief ſie ihnen noch auf der Schwelle mit einem himmliſchen Lächeln nach: „Vergeßt nicht, daß ihr mir ein Gleiches für jedes folgende Jahr verſprochen habt."

Bei Tiſch erſchien Klara geputzt; ſie war wirklich ſtrahlend und überhäufte Vater und Gatten mit Zärtlichkeiten. Während dieſe die Mahlzeit endigten, die heut ein wenig länger dauerte,

ſetzte ſich Klara im Nebenzimmer an's Piano und ſpielte eine wunderbare ſchöne Melodie, in die ſie ihre ganze Seele legte. Es war ein Schwanengeſang.

„Nun bin ich bereit," rief ſie aus der Thüre tretend und lächelnd; ſie hielt die Börſe in der Hand.

Steinmann und Hartmuth griffen nach den Hüten; als aber die junge Frau auf die Flur hinaustrat, wankte und erblaßte ſie. Die erſten Wehen ihres Zuſtandes ſtellten ſich ein; an ein Ausgehen war nicht zu denken.

Des andern Tages ſtarb Klara, nachdem ſie einer Tochter das Leben gegeben hatte; ſie ſtarb, die Hand des Vaters und die ihres Mannes feſthaltend, die ihr ſchwören mußten, treulich ihr Verſprechen zu halten.

Hartmuth war anfangs voll Verzweiflung und betrachtete das Kind als die Urſache des Todes der Mutter. Er wollte es daher gar nicht ſehen und ließ es ſofort zu einer Amme auf's Land bringen. Wie er ſeinen Vaterpflichten weiter genügte, iſt bekannt. Mit Klara's Tode

verſchwanden auch die Spuren ihres wohlthätigen Einfluſſes. Der böſe Geiſt niſtete ſich im Hauſe verderblicher ein als je. Da war Alles finſter, traurig und kalt; überall machte ſich der Staub breit, und ganz beſonders auf dem nun ewig ſchweigenden Piano.

Einige Jahre darauf zogen die zwei Geizigen ſich vom Geſchäft zurück und pferchten ſich in einem engen Kreis eintöniger, ſchmutziger Gewohnheiten ein. So war ihr Leben bis zu dem Tage hingeſchlichen, an dem wir ſie kennen lernten.

Und jetzt erklärt ſich wohl von ſelbſt der Schrecken und Schauder und die Verwirrung, die über das edle Paar gekommen. Sie hatten Klara, die todte Klara lebendig vor ſich geſehen. Die arme Frau auf dem andern Ende ihrer Bank war es. Da blieb kein Zweifel mehr. Das Gas hatte ihr Geſicht hell beleuchtet und weder Steinmann noch Hartmuth konnten dieſe ſchönen blaſſen Züge, dieſes Auge, wunderbar wie der Spiegel eines grünblauen Gewäſſers, und dieſes Mal über dem rechten Mundwinkel

verkennen. Erſchüttert von dieſer Erſcheinung waren ſie heimgekehrt, obwohl es ſonſt nicht ihre Gewohnheit war, ſchon ſo früh nach Hauſe zu gehen.

Die dunkle Sackgaſſe, in der ihr Haus lag, erfüllte ſie dießmal mit Angſt. Sie eilten, in ihr Hausthor zu gelangen und ſchloſſen es raſch hinter ſich ab, als fürchteten ſie, es folge ihnen Jemand. Sie befanden ſich nun in einem Flurgang, der zu dem vorn liegenden Magazin der Herren Steinmann und Comp. führte, welches jetzt leer und zu vermiethen war. Hier war Alles ſtockfinſter und der eingedrungene Nebel verband ſich mit einem unleidlichen Schimmelgeruch. Steinmann zündete einen Wachsſtock an, und während ſie mit Hülfe dieſes Lichtes fortſchritten, zitterten ihre rieſigen Schattenbilder der Wand entlang. Der Flurgang mündete in einen Hof, welcher im Hintergrunde von dem Wohnhauſe der Geizigen und an den Seiten von den Mauern der Nachbarhäuſer begrenzt war. Dieſer Hof war zu Klara's Zeiten ein kleiner Garten, inmitten ein Raſenplatz, den vier hohe Roſenſtöcke

ſchmückten. Seitdem waren die Roſen verdorrt und der Raſen verſchwunden, und Nichts war von damals geblieben als zwei Epheuranken, welche Klara als Wandſchmuck gepflanzt hatte. Sie hatten ſich ausgebreitet und bedeckten die Mauer bis zu einer ziemlichen Höhe. Dieſes Epheugeflecht bildete mithin einen dunklen Hintergrund, auf dem ſich jeder etwas hellere Gegenſtand deutlich abhob; ſo daß die beiden Geizigen auf den erſten Blick, als ſie durch den Hof giengen, eine unbewegliche Geſtalt an die Mauer gedrückt und vom Epheu umgeben ſahen. Steinmann hielt die flache Hand zwiſchen das Licht und ſein Auge und ſah ganz deutlich, was Hartmuth auch ſah — den Geiſt Klara's, ganz ſo, wie er ihnen kurz vorher an der Steinbank des Platzes erſchienen war. In dieſem Augenblick löſchte ein Windſtrich das Licht aus.

Voll Entſetzen ſtiegen ſie die drei Stufen vor der Hausthüre hinan; dieſe war gegen allen Brauch nur angelehnt; haſtig traten ſie ein, und in der Dunkelheit rannte und ſtieß Steinmann gegen die Treppe an.

„Lorenz, Flegel, Dummkopf!“ ſchrie er, als ob er durch Heftigkeit den Muth erſetzen wollte.

Lorenz trat ganz verſtört aus ſeiner Stube zu ebener Erde, ein Licht in der Hand. Hartmuth entriß es ihm und ſchritt ſeinem Schwiegervater vorleuchtend die Treppe empor.

Lorenz war ein Burſche von zwanzig Jahren, aber ſo klein, ſchwächlich und mager, daß man ihn kaum fünfzehn alt glaubte. Er war der Milchbruder der Tochter Hartmuth's. Da er zu den Feldarbeiten unbrauchbar war, ſo ſchätzten ſeine Eltern ſich glücklich, als Steinmann und Hartmuth ihn in ihre Dienſte nahmen. Er bekam keinen Lohn, ſondern nur Nahrung und Unterkunft. Und wie war es damit beſchaffen! Sieben Jahre lang, die er im Hauſe verbrachte, hatte er kein freundliches Wort gehört, kein Lächeln geſehen. Er lebte in beſtändiger Angſt, an Körper und Geiſt leidend, bei jedem Anlaß mißhandelt und geſchmäht — und ſeine Herren wunderten ſich noch, daß in dieſem elenden Gehirne ſo wenig Vernunft ſtecke. Dummkopf! war ihre gewöhnliche Anſprache an den armen Teufel.

Oben im Speisezimmer ließen sie sich in ihre alten ledernen Lehnsessel fallen. Beide ängstigte derselbe Gedanke, den keiner dem andern mitzutheilen wagte.

Steinmann dachte so bei sich: „Ich habe mich erkältet; der Nebel ist höchst ungesund und verursachte mir ein Fieber; ich fühl' es, daß mein Puls sehr aufgeregt ist. Das Fieber aber wirkt mehr oder weniger immer auf das Gehirn, das weiß Jeder, und dann bildet man sich ein, allerlei Dinge zu sehen; ich wette, Hartmuth hat Nichts gesehen."

Hartmuth war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Gemach herum. Endlich blieb er vor Steinmann stehen und fragte diesen: „Glauben Sie an Gespenster?"

Die Antwort erstarb auf der Lippe des Befragten, dem nun jede Selbsttäuschung verschwand, denn Hartmuth hatte wie er selbst gesehen.

Dieser durchmaß den Saal wieder, hielt dann vor Steinmann und sprach: „Mich ärgert, daß Sie der Kleinen das Geldstück nicht gelassen haben."

„Mich auch, mich ärgert's auch.“

„Wir hätten jetzt weniger Gewiſſensbiſſe.“

Hartmuth ging wieder auf und ab. Nach einer Pauſe bemerkte Steinmann: „Offen geſagt, mich drückt das Geldſtück wie ein Bleigewicht. Ich wollte, ich hätte es dem Kinde gegeben.“ Bei dieſen Worten nahm er die Münze und legte ſie auf den Tiſchrand. „Sonderbar!“ rief er und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne; „ſehen Sie doch, Hartmuth, wie das Geldſtück leuchtet!“

„Was fällt Ihnen ein,“ entgegnete dieſer, ſcheu nach der Münze hinblickend, „das ſchimmert, weil es von Glockenmetall und abgeführt iſt.“

„Richtig, es iſt von Glockenmetall — ſonderbare Fügung!“

Und jetzt erwachte in Steinmann eine andere Gedankenreihe. Die Münze ſchien ſich ihm auf dem Tiſche hin und her zu bewegen, wie ſie ſich ehedem in anderer Geſtalt auf dem Thurme bewegt hatte. Er vermeinte eine Metallſtimme, erſt ganz leiſe und dann immer ſtärker zu ver-

nehmen, die alſo klang: „Als Glocke einſt hoch oben — hab' ich die Stimm' erhoben, — ein frommer Friedensbote — für Lebende und Todte, — o arme Todte! — Als Münze durch die Welt — rollt armer Leute Geld, — der Pfennig in der Noth — für ihren Biſſen Brod. — Des Reichen Börſe ſei — mein Kerker nicht, laß frei! — laß frei!“ — Und der Klang wurde betäubend und erfüllte die Ohren Steinmann's, der ſeine Stirne in die Hände drückte.

„Hören Sie, hören Sie, Hartmuth? Sie klingt von Todten und von armen Leuten; ſie tönt, daß mir der Kopf zerſpringen möchte — die Glockenmünze. Befreien Sie mich davon, werfen Sie ſie fort, ich beſchwöre Sie!“

Hartmuth öffnete ſchnell das Fenſter, das in eine enge Gaſſe hinausging und holte das Geldſtück. In der Abſicht, es raſch los zu werden — es ſchien ihm in der Hand zu brennen — ſchleuderte er es von der Mitte des Saales hinaus. Aber die Münze flog gegen das Fenſterkreuz, prallte daran zurück und fiel,

ſtatt auf die Straße, mit lautem Lärm in die Stube zurück. Hier rollte ſie in einem Halbkreiſe herum und verſchlüpfte, als Hartmuth ſie eben aufgreifen wollte, in einer Ritze des Fußbodens zwiſchen zwei Brettern. Der Stubenboden war alt und zerklüftet, und Hartmuth's Aufdrücken, um des Geldſtücks habhaft zu werden, bewirkte nur, daß dieſes um ſo tiefer in die Spalte hineinkroch. Er wurde roth vor Zorn und Steinmann erblaßte. Dieſer nahm die Lampe und leuchtete. Mit den Nägeln war da nichts auszurichten; er nahm ſein Federmeſſer zu Hülfe: aber bei dem erſten Verſuch zerſprang die Klinge. Hartmuth brachte nun ein Tiſchmeſſer herbei, aber wie er es ungeſchickt handhabte, ſchnitt er ſich empfindlich in den Daumen.

„Zum Teufel!“ ſchrie er, warf das Meſſer von ſich und ſprang in die Höhe.

In dieſem Augenblick trat Lorenz ein, um den Tiſch zu beſtellen. Hartmuth hieß ihn das Fenſter ſchließen und ließ ſich ein Glas Waſſer bringen, um den Finger einzutauchen.

„Steinmann,“ ſagte er jetzt ruhiger, während

ſeine Wunde blutete, „wir geberden uns wie Kinder, denn näher erwogen, findet das Alles ſeine leichte Erkärung. Wir ſprachen des Nachmittags von Klara; unſer Geiſt beſchäftigte ſich lebhaft mit gewiſſen Erinnerungen; dann kam eine zufällige Aehnlichkeit, vielleicht ein Spiel der Einbildung hinzu — die Abendluft und ein wenig Fieber thaten das Uebrige.“

„Ja, ja, ich habe gewiß das Fieber davon.“

„Mehr bedarf es nicht, um die Köpfe zu verwirren und die Ohren klingen zu machen. Und jetzt, daß das Geldſtück, ſchlecht geworfen, wieder herein prallte und in die Ritze ſchlüpfte, daß Sie Ihr Federmeſſer zerbrochen und ich mich in den Finger ſchnitt — was iſt Uebernatürliches dabei?“

„Nichts, gewiß nichts. Alſo Sie glauben nicht. . . . ?“

„Ich glaube nur eines: daß wir von der Erinnerung an Klara ganz eingenommen ſind; gleichviel ob mit Recht oder Unrecht: es iſt ſo und wir müſſen es uns geſtehen.“

„Wie ſchwach iſt doch das menſchliche Gehirn!“

„Wohlan,“ fuhr Hartmuth fort, „wenn unſer Geiſt ſchwach und krank iſt, ſo müſſen wir ihn auch darnach behandeln. Worin beſteht unſere Krankheit? Sie und ich, wir beunruhigen uns darüber, daß wir unſer Verſprechen an Klara bis jetzt nicht erfüllten und den Armen nicht jährlich eine Kleinigkeit ſchenkten. Eine Schwäche, eine Erzſchwäche das! Aber, was wollen Sie? ſie iſt verhanden und da ſteckt das Uebel. Das Heilmittel iſt einfach: wir geben von Zeit zu Zeit, da oder dort, einige Kreuzer an arme Teufel von Krüppel — und wir werden künftighin wieder alle Ruhe in uns finden.“

„Ich glaube, daß Sie Recht haben, Hartmuth.“

Die Ueberredungskunſt des Letzteren verſtand es, ſich durch die Umſtände hindurch zu lügen. Die zwei Geizhälſe meinten durch ein paar Kreuzer, hin und wieder verſchenkt, ihrer Verpflichtung ledig und vor ihrem Gewiſſen frei zu werden. Und doch übt ſelbſt das kleinſte Maß der Mildthätigkeit einen ſo heilſamen Ein-

fluß, daß ſchon dieſer Entſchluß die Beiden kräftigte und ihnen wohlthat.

„Wir dürfen auch nicht vergeſſen," fügte Hartmuth bei, indem er ſeinen Daumen mit der Ecke ſeines Sacktuchs umwickelte, „daß unſere Magen leer ſind und daß der Hunger Sinnesblendungen befördert"

Sie ſetzten ſich zu Tiſche.

„Da kommt mir ein Gedanke," begann Steinmann bald darauf, „wie wär's, wenn wir aus Anlaß Ihres Geburtstages eine Flaſche von unſerem alten Wein auf Ihre Geſundheit leerten. Was meinen Sie dazu? So was kommt bei uns ſelten vor. Ich will eine herauf holen," fuhr er fort, den Wachsſtock an der Lampe anzündend; inzwiſchen bereiten Sie den Salat und bringen aus dem Schranke das Stück holländiſchen Käſes und das Glas mit den eingemachten Früchten herbei."

Ja, das kam hier ſelten vor und war ſchon Schwelgerei. Das Pfund Käſe war vor acht Monaten, das Glas Konfituren vor vier Jahren

angekauft worden — letzteres wegen Erkrankung Steinmann's.

Daß dieser muthig in den Keller hinunter gegangen, läßt sich nicht behaupten Zwar stellte er sich so, doch überfiel ihn ein Schauder auf dem Wege, und ebenso als er unten die Flasche wählte; jetzt fiel ihm ein, daß dieser Wein seit dem Tode Klara's nicht berührt worden. Er stieg ruhiger und gefaßter hinauf. Da sah er im untern Stock eine Stubenthüre halb geöffnet; er ging darauf zu, streckte Licht und Kopf hinein und fragte: „Lorenz, bist Du da?"

Lorenz war nicht da, aber was Steinmann erblickte, war wieder Klara, in der Stubenecke hinten auf einem Holzstoß sitzend. Er kehrte um als ob er nichts gesehen und eilte in das obere Stockwerk. Hier stellte er die Flasche auf den Tisch und sank athemlos in den Sessel.

„Hartmuth, sie ist im Hause, ich sag' es Ihnen; ich habe sie eben in der Holzstube gesehen."

„Pah, ihr Bild steckt Ihnen nun einmal im Kopfe; das kommt vom Blut, sag' ich Ihnen

und habe es Ihnen ſchon ſonnenklar bewieſen. Ein Schluck von dieſem Weine wird Sie wieder herſtellen. Wiſſen Sie denn, daß er jetzt ſchon zweiundzwanzig Jahre auf Flaſchen liegt?“ — Hartmuth füllte die Gläſer.

„Alſo auf Ihre Geſundheit, weil morgen Ihr Geburstag iſt,“ ſprach Steinmann und leerte ſein Glas auf einen Zug. „Welches Arom, welches Feuer! ich glaube, wenn wir täglich ein wenig davon tränken, das müßte uns ein paar Lebensjahre gewinnen.“

Ja, das war ein edler Wein, ſo edel und ſtark, daß er bereits den ſchmutzigen Geiſt mit Erfolg bekämpfte.

„Sollen wir warten, bis wir todt ſind, um ihn zu trinken,“ beſtätigte Hartmuth. „Es iſt doch ſo: man verſagt ſich Alles, ſpart und zerrüttet die Geſundheit, ſammelt, häuft an, und erfreut ſich an Nichts, und wird von Allen nur gehaßt!

„Wahr, ganz wahr, was Sie da ſagen!“ rief Steinmann, deſſen Auge ſich belebte. „Man iſt unglücklich, Niemand liebt einen, und eines

Tags ſtirbt man allein in einem Winkel und hinterläßt vielleicht Fremden —“

O edler, ſtarker, ruhmvoller Wein! die zwei Geizigen tranken ein drittes Glas und fuhren in gleichem Tone fort, als aus dem anſtoßenden Zimmer ein wehmüthiger Akkord auf dem Piano erklang. Dieſes hatte ſeit Klara's Tode keine menſchliche Hand berührt. Steinmann und Hartmuth erbebten und horchten geſpannt auf.

„Zum Henker“ begann Letzterer, „wir ſind doch keine Kinder! Noch ein Glas, Steinmann, und dann wollen wir nachſehen. Wahrſcheinlich iſt eine Saite des Inſtruments geſprungen.“

Steinmann war einverſtanden, Hartmuth nahm die Lampe, der Alte folgte. Kaum eingetreten, blieben Sie ſtehen: das Piano war geöffnet.

„Klara iſt im Hauſe,“ murmelte der Vater.

Hartmuth ſchien etwas gefaßter und ſtellte die Lampe auf einen Pfeilertiſch. Aber alsbald prallte er zurück, als er einen Gegenſtand erblickte, der ihm vom Boden entgegen glitzerte.

„Was iſt das? Steinmann, ſagen Sie

es, denn meine Augen täuschen mich wohl. Ist das nicht die Börse, Klara's verlorene Börse? Ja, ja, sie ist es. Fort, fort von hier!"

Sie zogen sich rücklings hinaus und vermochten sich kaum aufrecht zu halten. Nach einer Pause der tiefsten Bestürzung erhob sich plötzlich Hartmuth und rief lebhaft: „Wissen Sie auch, Steinmann, was wir jetzt thun?"

„Nun?"

„Wir halten unser an Klara gegebenes Versprechen und zwar seinem ganzen Inhalte nach. Wir nehmen die Börse und legen jährlich hundert Gulden hinein, die wir dann selbst vertheilen."

„Gerne, gerne."

„Und warum sollten wir dann noch Klara's Schatten fürchten?"

Hartmuth ging ganz fest und ohne Licht in das Nebenzimmer, holte die Börse und legte sie mit Ehrfurcht auf den Tisch. Sie war noch ganz so, wie sie Klara am Tage vor ihrem Tode in der Hand hielt. Auch die hundert Gulden waren darin.

Hartmuth füllte die Gläſer: „Dem Andenken unſerer geliebten Klara!“

„Ihrem Andenken!“ wiederholte Steinmann ſich erhebend.

Sie tranken, ſetzten ſich und ſchwiegen lange Zeit, indem ihre Blicke auf der inmitten des Tiſches ſchimmernden Börſe hafteten

Da ſchien es ihnen, als erhebe die Glockenmünze im Fußboden einen Klageton und rufe: „O gebt, o gebt — ſo lange ihr lebt, — der Mütter denkt, — den Kindern ſchenkt, — den armen Kleinen, — deren Mütter weinen. — Auch Klara hatte — ein Kind, — und größer wurde — dieß Kind; — wo iſt es nun? — wer weiß darum? wißt Ihr's?“

Steinmann und Hartmuth fühlten das Herz gepreßt und angeſchwollen; Thränen rollten aus den Augen, — aber ſie vermochten nichts zu ſagen. Jetzt ſchwieg der Metallton der Münze, aber im Nebenzimmer erklang die Melodie, welche Klara am Tage vor ihrem Tode geſpielt hatte; und auf dieſe holden Klänge folgten nun andere, fremdartige, fürchterliche. Es war als ob alle

Saiten menſchliche Stimmen angenommen hätten. Die Töne ſeufzten, ſchrieen, zürnten und weinten. Es war ein Konzert aller Ausdrücke des menſchlichen Elends. Es enthielt den Schrei des hungernden Kindes, das Schluchzen der verzweifelnden Mutter, den Seufzer des armen Kranken auf ſeinem Strohlager und den Fluch des Gefallenen, dem keine rettende Hand beiſtehen wollte.

Steinmann und Hartmuth erſtickten faſt; der Schweiß ſtand in großen Tropfen auf ihren Stirnen. Mit der äußerſten Anſtrengung endlich ſchrieen ſie auf: „Gnade, Klara, Gnade! o halt ein!“

Da erſchien Klara auf der Thürſchwelle in demſelben Anzug, den ſie am Tage vor ihrem Tode getragen; aber ihre Miene war traurig, und ein düſterer Blick leuchtete aus ihren großen Augen.

„Einhalten ſoll ich?“ ſprach ſie. „Bin ich es denn, welche dieſes Jammerlied hervorrief? Du Vater, und Du Hartmuth, ihr ſeid es, die ihr das Gute nicht gethan, das ihr vermocht, das

ihr thun ſollt, das ihr zu thun verſpracht. Das Elend, das ihr nicht gelindert, ſchreit und wehklagt, weſſen iſt die Schuld? Als ich euch verließ und nach oben ging, da gelobte ich dort in eurem Namen, daß ihr gut ſein wollt. Ich hoffte es; waret ihr's?"

Steinmann und Hartmuth waren vernichtet zu Boden geſunken und vermochten kaum zu athmen; aber jedes Wort Klara's durchzuckte ihr Gehirn wie ein Blitz. Klara winkte, ihr nach dem Zimmer zu folgen, wo ſie ihren eiſernen Geldſchrank hatten, der ſich von ſelbſt aufthat. Sie nahm händevoll Silber und Gold heraus, das ſie nach allen Richtungen in die Lüfte ausſtreute, und die Münzen, ſtatt zu Boden zu fallen, flogen in alle Winde fort. Da gelangte Hartmuth, in der Angſt vor ſeinem gänzlichen Ruin, zu der Kraft, ſich den Münzen, welche Klara auswarf entgegen zu ſtürmen und durch dieſe gewaltſame Bewegung — erwachte er.

Staunend ſah er ſich in ſeinem Lehnſeſſel Steinmann gegenüber, der gerade auch erwachte. Die Börſe lag auf dem Tiſche, die Lampe brannte

noch, aber ein Blick nach der Uhr ſagte ihnen, daß es Morgen war. Sie betrachteten ſich ſchweigend.

„Sie auch, Steinmann? Alſo hat uns der Wein eingeſchläfert? Gott, welche Nacht!“

„Und Klara?“ murmelte der Alte.

Sie brauchten längere Zeit, um ihre Sinne zu ordnen. „War das Alles ein Traum? War es Wirklichkeit?“

„Gleichviel!“ rief Hartmuth, ſeine erſtarrten Beine in Bewegung ſetzend, „war's ein Traum, ſo ſei er geſegnet, und doppelt geſegnet, wenn es Wirklichkeit war. Aber eines drängt vor allen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel Steinmann ein, „wir müſſen Klara finden.“

„Ja, meine Klara, meine Tochter — ſie iſt ja die Mutter ſelbſt! O wenn ich jetzt bedenke, daß wir unſer Kind ſeit ſeiner Geburt nicht geſehen haben —!“

Ein Gedanke zuckte jetzt durch Hartmuth's Gehirn; er fuhr mit beiden Händen nach dem Kopf, ſein Blick wurde ſtarr, ſeine Stimme dumpf.

„Steinmann," rief er, „dieſe Frau geſtern auf der Bank neben uns — die Frau mit dem kleinen Kinde — ſie, das lebendige Abbild Klara's — das war meine Tochter — unſere Tochter — und ihr Kind."

Sie liefen wie verrückt in der Stube hin und her, weinten und zerrauften ſich das Haar. Als ſie ein wenig ruhiger geworden, ſagte Hartmuth: „Wir müſſen eilen, denn Klara leidet Mangel."

Jetzt ſchoben ſie in die verhängnißvolle Börſe noch ſo viel Geld, als ſie faſſen konnte, griffen nach den Hüten und gingen hinunter.

„Sollen wir Lorenz wecken?" fragte Steinmann.

„Wozu?" erwiderte Hartmuth, „laſſen wir den armen Menſchen ſchlafen. Das iſt auch Einer, Steinmann, für deſſen Glück wir nichts gethan haben, und er iſt doch Klara's Milchbruder!"

Bei dieſen Worten öffnete er leiſe die Thüre der Stube, in welcher Lorenz ſchlief, und beleuchtete den Schläfer; der arme Junge lag

auf einem Strohſack, mit Lumpen zugedeckt, über welche er ſeine Kleider gebreitet hatte, um ſich vor Kälte zu ſchützen.

„Steinmann,“ flüſterte Hartmuth, „Lorenz darf hinfort nicht mehr hier ſchlafen: es iſt feucht und kalt.“

„Einen Augenblick!“ entgegnete der Alte, entfernte ſich geräuſchlos, eilte, ſo ſchnell es ging, die Treppe hinan und zu ſeinem eigenen Bette, nahm ſeine eigene warme wollene Decke und ſtieg damit hinunter. „So, Hartmuth, jetzt helfen Sie mir ihn damit zudecken.“

Sie thaten es ſo vorſichtig, wie eine Mutter, die ihr Kind zu erwecken fürchtet. Dann gingen ſie auf den Fußſpitzen hinaus und ſchloſſen ganz leiſe die Thüren zu.

Auf der Straße traten ſie in ein nahes Café und frühſtückten raſch; dann wurde eine eben anfahrende Droſchke genommen: zwei Verſchwendungen, welche ſie Tags vorher ſich nimmermehr erlaubt hätten. Sie fuhren nach der Penſion, in welcher Hartmuth's Tochter erzogen worden war. Das Inſtitut befand ſich ſeitdem

in andern Händen. Zwar fehlte es nicht an einem Verzeichniß der früheren Zöglinge, aber dieſes enthielt nur ſehr ungenügende Auskünfte, die indeſſen ihren Nachforſchungen doch eine erſte Richtung gaben. Nun ging es da und dorthin, den ganzen Tag hindurch von einem Ort zum andern, ſie mochten in hundert Häuſern angefragt haben.

Von Müdigkeit erſchöpft und vom Schmerze gepeinigt, kehrten ſie Abends heim, ohne irgend Beſtimmtes erfahren zu haben.

Lorenz kam ihnen ganz aufgeregt mit der Lampe entgegen. Er hatte einen Tag voll Unruhe verlebt. Die Herren ausgegangen, bevor er aufgeſtanden, ohne Frühſtück und ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben; dann die Decke des Herrn Steinmann, mit welcher er ſich zugedeckt gefunden — Alles unbegreiflich! und jetzt war er faſt noch mehr betroffen, ſie zu ſehen, als er es früher war, ſie zu vermiſſen.

„Nichts, nichts! mein armer Lorenz,“ rief ihm Hartmuth eintretend entgegen, „wir haben nichts gefunden.“

Lorenz aber wußte natürlich von Allem nichts, und die beiden Herren waren plötzlich ſo freundlich gegen ihn, daß er über und über verwundert mit der Lampe daſtand und maſchinenmäßig: „Nichts, nichts!“ wiederholte.

„Ach, und wenn du wüßteſt,“ fuhr Hartmuth fort, „an wie vielen Thüren wir geweſen, wenn Du all' die ärmlichen Wohnungen und die Unglücklichen wüßteſt, die wir geſehen, als wir mein Kind ſuchten, — armer Junge, all unſer Geld haben wir dort gelaſſen, aber nirgends eine Spur von Klara gefunden — und indeſſen leidet die Aermſte Mangel.

Wenn Lorenz ſich je von dem Vorwurf der Dummheit reinigte, ſo war dieß jetzt der Fall. In ſeinen Mienen ſpiegelten ſich alle Bewegungen ſeiner Seele ab. Zwar verſtand er noch nicht Alles, aber das begriff er, daß mit ſeinen Herren eine große Veränderung vorgegangen war, und das leuchtete ihm ein, daß ſie Klara ſuchten.

„Klara? ſo? Klara?“ — er mußte die Lampe ſchnell auf eine Stufe ſtellen, wenn ſie

ihm nicht aus der Hand fallen ſollte — man ſtand am Ausgang der Treppe. „Klara!“ wiederholte er und ſchluchzte laut.

„Haſt Du ſie vielleicht geſehen?“ fragte Steinmann.

„Meine Milchſchweſter? freilich; ja, geſtern noch hab' ich ſie geſehen, hier, hier. Arme Klara, ach, Herr, ſchlagen Sie mich nicht darum, daß ich ſie durch die kleine Thüre eingelaſſen!“

„Ich Dich ſchlagen, um deßwillen ſchlagen, guter Junge, bewahre mich Gott!“

Steinmann erfaßte eine von Lorenz Händen hielt ſie in den ſeinen feſt und Lorenz fuhr fort: „Sie war ſchon öfter gekommen, wir kennen uns ja von Jugend auf, Herr, und tranken dieſelbe Milch. Aber ſo traurig wie geſtern ſah ich ſie nie, und doch ſagte ſie, es werde ihr bald beſſer gehen, ſie begebe ſich in eine beſſere Welt. Sie wollte die Stube noch einmal ſehen, in der ihre Mutter geſtorben war, und was dieſer angehört hatte. Und Herr, urtheilen Sie ſelbſt, ob ſie brav und ehrlich iſt: aus einem alten Muff ihrer Mutter,

den ſie berührte, fiel ihr eine volle Geldbörſe entgegen; ich ſagte ſogleich, ſie ſolle ſie mitnehmen: es war Unrecht von mir, ich weiß, aber verzeihen Sie mir's, ich ſagte es ſo in der erſten Aufregung. Sie aber ließ die Börſe, die ich ihr aufnöthigen wollte, fallen, ſprach kein Wort, ging an's Piano, das ſie öffnete und mit den Fingern berührte — und bei dem erſten Tone fingen wir beide zu weinen an. Ach, es war gar zu traurig! Dann gingen wir wieder hinunter. Als die Arme gekommen war, wurde ſie durch Ihre Heimkehr überraſcht und drückte ſich gegen den Epheu; als ſie fortgehen wollte, kamen Sie aus dem Keller herauf und blickten in die Holzſtube, wo ſie in der Ecke ſaß und wartete, bis ich ſie hinauslaſſen konnte. Sie war gekommen, weil ihre Kleine Hunger hatte und weil ſie ſich ſagte: Lorenz wird ihr ein Stückchen Brod geben. Das war der Grund, warum ſie kam, und ich gab ihr was ich hatte; es war freilich ſehr wenig. Ach, Herr Hartmuth, erbarmen Sie ſich Klara's, ſie iſt ſo gut und ihr Kind ſo lieb!"

Hartmuth und Steinmann vermochten ſich kaum zu halten.

„Weißt Du denn ihre Wohnung, Lorenz?“

„Gewiß, gewiß.“

Und ſeine Taſche durchſuchend, zog er ein Blättchen Papier hervor. Und dieſen braven Burſchen hatten ſie vordem dumm geſcholten.

„Schnell, wir wollen hin zu ihr,“ ſchrie Hartmuth; „Du Lorenz kommſt mit!“

„O herzlichen Dank!“

„Aber Du biſt ſo ſchlecht verwahrt,“ bemerkte jetzt Hartmuth, „und es iſt kalt.“

„Schnell hinauf,“ befahl Steinmann und hole Dir meinen Mantel.“

Und einige Minuten ſpäter rollten alle Drei in einem Wagen durch die Straßen der Stadt.

Klara war alſo wirklich geſtern in dem für ſie ſo unwirthlichen väterlichen Hauſe geweſen. Als ſie fortging, ſchlug ſie den Weg zu ihrer ärmlichen Wohnung ein. Dieſe lag im oberſten Stockwerk eines halb baufälligen Hauſes, worin nur Leute wohnten, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Unter den traurigen Schlupflöchern

dieſes Baues war das, welches Klara inne hatte, vielleicht das traurigſte. Langſam ſtieg ſie die vier Treppen hinauf und tappte dann im Dunkeln an der Wand hin. Eine Thüre, die letzte vor der ihrigen, ſtand halb offen und ließ einen Lichtſchimmer auf die Flur gelangen. Bei dem Geräuſch von Klara's Schritten ging dieſe Thüre ganz auf, und ein großer ſtarker junger Menſch von fünf- bis achtundzwanzig Jahren erſchien auf der Schwelle; er war wie ein Arbeiter gekleidet. Das unruhige Weſen auf ſeinem Geſicht verſchwand, als er Klara erblickte.

„Sind Sie es endlich," rief er, „kommen Sie, kommen Sie doch herein. Was haben Sie uns ſchon für Sorgen gemacht!

In dieſem Augenblick kam auch die Mutter des Redenden herbei, eine gar brave ältliche Frau, die wir bereits kennen, die Obſtfrau an der Ecke des Platzes.

„Du lieber Gott," rief ſie, „wie blaß ſehen Sie aus! Iſt es denn auch recht, ſo lange auszubleiben? und bei ſolchem Nebel? und denken Sie denn, daß das der Kleinen geſund iſt?

Das arme Kind! Ach! es ſchläft, geben Sie, ich leg' es auf mein Bett. So; ſchlummre Du ruhig fort, mein Schätzchen!"

„Setzen Sie ſich ein wenig bei uns," ſagte der Arbeiter, „wir waren um Ihretwillen ſehr in Unruhe."

„Franz iſt wenigſtens zwanzigmal an's Thor hinuntergegangen," fügte die Mutter bei.

„Sie ſind zu freundlich gegen mich."

„Was freundlich! aber Gott ſei Dank, jetzt ſind Sie da. Brauchen Sie vielleicht etwas, Frau Klara?"

„Ich danke, liebe Frau, ich brauche nur Ruhe, nichts weiter. Es iſt ſchon ſpät und ich halte Sie auf —." Sie wollte aufſtehen.

„O nein," ſprach die Alte, und nöthigte ſie, ſitzen zu bleiben; „ich habe keinen Schlaf und Franz auch nicht, und dann haben wir auch mit Ihnen zu reden. Das paßt gerade. Zwei Stunden ſprechen wir jetzt von Ihnen und könnten noch bis in die Ewigkeit fortſprechen, ohne daß die Sache um einen Strohhalm

weiter kommt, wenn Sie nicht ſelbſt ein Wort mit dreinreden.“

„Aber Mutter!“ mahnte Franz in bittendem Tone.

„Schweige Du, und laß mich; jetzt iſt der Augenblick da. Klara,“ fuhr ſie fort, indem ſie eine Hand der jungen Frau feſthielt. „Sie wiſſen, daß ich Sie lieb habe; nicht wahr, Sie wiſſen's und es iſt die Wahrheit. Ich will alſo rundheraus zu Ihnen reden und wir werden bald im Klaren ſein.“

Klara ſah Franz und ſeine Mutter an und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen.

„Alſo — und mit einem Wort: Franz liebt Sie; er iſt ganz wahnſinnig in Sie verliebt.“

Klara wurde purpurroth und in ihren geſenkten Augen hingen ſchwere Thränen.

„Mutter,“ ſprach Franz, „Ihr ſeht doch, wie wehe ihr geſchieht.“

„Schweige, ſag ich Dir.“ Die Alte zog Klara's Kopf an ihre Bruſt und fuhr fort: „Laſſen Sie den Thränen nur freien Lauf,

Klara, das erleichtert. Ich kann mir ſchon denken, daß Sie Kummer haben, aber ſo viel an uns liegt, ſoll er bald ein Ende erreichen. Wir ſind nichts weniger als reich, aber wir theilen das Unſrige gern mit Ihnen und Ihrer Kleinen, und was dann weniger auf uns kommt, das gewinnen wir an Zufriedenheit. Sie werden meinen Burſchen da zum glücklichſten Mann und mich zur glücklichſten Mutter machen. Ich weiß wohl, daß Sie es ehedem beſſer gehabt haben, aber Geld ſchnellt und fällt. Sie werden kein großes Glück mit ihm machen, aber Sie kommen da unter Herzen, die Sie lieben. Ich will Sie auch nicht drängen, liebes Kind; gut Ding will überlegt ſein und Weile haben; aber reden mußt' ich mit Ihnen davon, weil die Sache von Ihnen abhängt."

Der alten Frau ſtanden die Thränen jetzt ebenſo in den Augen, wie der jungen, deren Hand Franz gefaßt hatte und in der ſeinen drückte. „Ja Klara," ſprach er dabei, „laſſen Sie mich Ihnen geſtehen, daß ich Sie innig liebe, und daß mein Glück oder Unglück von

dem Worte abhängt, welches Sie aussprechen werden. Ich habe Ihnen kein glänzendes Loos anzubieten — wie die Mutter sagte — aber ein treueres Herz werden Sie wohl niemals finden."

„Ich glaube Ihnen," erwiederte Klara, die in Franzens Auge die Wahrheit seiner Worte las, „und bin überzeugt, daß Ihr Weib glücklich wird. Morgen will ich Ihnen antworten. Sie gewähren mir doch einen Tag Bedenkzeit, Franz?"

Das wurde eingeräumt und man trennte sich.

Am andern Tage kam die Obsthändlerin wie gewöhnlich bei Eintritt des Abends nach Hause, sie klopfte an Klara's Thüre; Niemand antwortete.

Während sie nun das Essen für ihren Sohn bereitete, meinte sie einen leisen Schritt auf der Flur zu vernehmen. Sie blickte hinaus, sah aber Niemand und glaubte sich getäuscht zu haben.

Jetzt kam auch Franz aus seiner Werkstätte heim; eine Viertelstunde vergieng, aber Klara erschien noch immer nicht.

Da ließen ſich auf der finſtern Flur Schritte mehrerer Perſonen vernehmen; Franz und ſeine Mutter leuchteten hinaus und ſahen drei Männer, Steinmann, Hartmuth und Lorenz, vor ſich.

„Klara, wo iſt Klara?“ fragte Hartmuth außer Athem.

„Das iſt ihre Thüre,“ bedeutete Franz, „aber ſie iſt noch nicht daheim.“

Die alte Obſtfrau hatte die zwei Geizigen erkannt: „Ei ſieh doch,“ brummte ſie für ſich, „ſaubere Gäſte das! was wollen denn die hier?“

Dieſe waren inzwiſchen an die angedeutete Thüre getreten; Steinmann drückte an der Klinke, die Thüre ging auf, ſie traten ein.

„Nicht verſchloſſen?“ rief Franz erſtaunt und trat mit ſeiner Mutter auch hinein.

Alles ſah ſich im Stübchen um. Hartmuth erblickte ein gefaltetes Papier auf dem Tiſche; es trug die Aufſchrift: Für Franz. Ohne dieſe zu beachten, öffnete er das Blatt und las.

Es war Klara's Antwort für den jungen Mann. Sie geſtand, ihn zu lieben, aber ſie wolle ſeine Lebensſorgen nicht durch die ſchwere

Laſt eines Weibes und eines Kindes vermehren. Sie ſprach von geheimen und tiefen Leiden, daß Verzweiflung ihr Loos und nur im Grabe Ruhe für ſie ſei. Der Brief war ein rührendes Gemiſch von Liebe, Schmerz und Geiſtesverwirrung. „Wenn ſie Dieſes leſen, Franz," ſo lautete der Schluß, „ruhe ich und mein Kind längſt in der Tiefe des Stromes."

Unbeſchreiblich war die Verzweiflung, welche ſich jetzt aller Anweſenden in der kleinen Stube bemächtigte. Lorenz fiel auf die Knie und hielt ſich mit den Händen an dem Tiſchrand. Der Zufall ließ ihn die Feder berühren, mit welcher Klara geſchrieben; er fühlte und ſah, daß ſie noch naß war. Da blitzte es durch ſein Gehirn: „Die Dinte noch nicht trocken, alſo iſt es noch nicht lange her, daß Klara geſchrieben — und, wenn wir eilen, wär' es noch möglich und Hoffnung vorhanden — —!"

Und dieſen Burſchen hatte man ehedem dumm geſcholten. Jetzt fuhr Alles bei ſeinen Worten empor und rief einſtimmig: „Fort an den Fluß!"

Schnell einigte man ſich, auf dem kürzeſten Wege zum Ufer zu eilen und dort alle Straßen die aus dieſem Stadtviertel hinführen, zu beſetzen. Der Weg war lang, Klara konnte, mit ihrem Kinde belaſtet, noch kaum dort ſein. Alles ſtürzte fort, ſelbſt Franzens Mutter.

Auf dem Kai angekommen, eilte Jeder an einen Straßenausgang und behielt zugleich ſeine Uferſtrecke im Auge. Man ſah faſt keinen Menſchen, der Himmel war düſter und der Wind ging eiſig kalt.

Großer Gott, dachte Franz, wir ſind unſer nicht genug, wenn wir nur noch ein paar Leute hätten!

In dieſem Augenblick ging ein vornehm ausſehender Herr vorüber, den er ſofort antrat und mit gedrängten Worten unterrichtete.

„Ich verſtehe," antwortete Dieſer, „eine junge arme Frau mit einem dreijährigen Kinde, Klara ihr Name. Ich paſſe mit auf," und ſofort eilte er nach einer Seite, wo er ſeine Anweſenheit für nützlich hielt.

Das war ein vortrefflicher Gedanke von

Franz geweſen, denn eben dieſer Herr war es, der gleich darauf Klara erblickte, auf ſie zutrat und ſie ihren Freunden brachte. Welchen allgemeinen Jubel gab das; welche Zärtlichkeiten und Umarmungen, welche Erklärungen und Thränen kreuzten und vermiſchten ſich da! Endlich wurde man ruhiger, und Klara und ihr Kind ſchlugen den Weg nach dem väterlichen Hauſe ein, das ihr ſo lange verſchloſſen war. Man trennte ſich und vergaß auch nicht, nach Namen und Wohnung jenes Herrn zu fragen, deſſen Beihülfe einen ſo glücklichen Erfolg hatte.

Franz und ſeine Mutter gingen nach Hauſe.

„Gott ſei Dank, ſie iſt gerettet," ſprach der junge Mann und ſetzte dann ſeufzend hinzu: „für mich aber iſt ſie verloren!"

„Wer hätte auch denken können," murmelte die Alte, „daß dieſe zwei Geizigen Klara's Vater und Großvater ſind."

Wer aber beſchreibt die Scenen der Freude, der Zärtlichkeit und des Entzückens, welche nun in dem alten Hauſe hinten in der Sackgaſſe ſpielten?

Jetzt erſt erfuhren Steinmann und Hartmuth, was ſie bis zu dieſem Tage nicht gewußt, daß Klara ſchon nach dem erſten Jahre ihrer Verheirathung Wittwe war, und daß der üble Lebenswandel ihres Mannes ihr nur das Elend vererbt hatte.

„Unſere Schuld, unſere Schuld," ſo klagten ſich die beiden Männer an; „aber wir wollen Alles wieder gut machen."

Franz ſchlief dieſe Nacht nicht. Am andern Morgen fühlte er ſich ſo unwohl, daß er nicht an ſeine Arbeit gehen konnte; die Mutter blieb daheim bei ihm. Gegen Mittag klopfte es an ihrer Thüre und Herr Hartmuth trat herein.

„Guten Morgen, liebe Frau, guten Morgen, Herr Franz. Unſerer Klara geht's gut und der Kleinen auch, recht gut. Erlauben Sie, daß ich mich einen Augenblick ſetze. Vier Treppen — ich bin faſt athemlos." Aber das Geſicht des Sprechenden ſtrahlte dabei vor Freude.

Franz erröthete und erblaßte; er ſaß wie auf glühenden Kohlen.

„Ich habe Ihnen eine Antwort zu bringen,"

wandte ſich jetzt Hartmuth an ihn. „Nicht wahr, Sie haben doch Klara um Etwas gebeten?“

Franz ſtotterte Etwas hervor; er wußte eigentlich nicht, was er ſagte. Die Alte knetete an einem Ende ihres Halstuches; ſie wußte eigentlich nicht, was ſie that.

Hartmuth ſah die allgemeine Verlegenheit und lächelte.

„Nun wohlan, liebe Frau,“ ſprach er endlich, „Klara willigt ein und ich auch.“

Franz fiel ihm zu Füßen, die Mutter um den Hals . .

„Unter einer Bedingung,“ ſetzte Hartmuth hinzu, „daß von eurer Hochzeit an wir Alle zuſammenwohnen. Jetzt kommt zu Klara und zur Kleinen; ſie erwarten euch.“

Als ſie die Treppe hinabgingen, reichte Hartmuth der Obſtfrau den Arm und ſagte leiſe zu ihr: „Sie haben einmal zwei Geizhälſe gekannt, Sie wiſſen ja, da unten auf dem Platze. Vergeſſen Sie ſie; ſie ſind todt, längſt todt.“

Dann ſtattete Hartmuth bei dem Herrn ſeinen Beſuch ab, welcher am Flußufer ſo tüchtig

geholfen hatte. Als er dieſen jetzt bei Tag und näher betrachtete, erkannte er den menſchenfreundlichen Mann in ihm, der vor zwei Jahren auf dem Platze mit der Obſtfrau Almoſen zum Beſten des verunglückten Knaben ſammeln ging. Auch der Fremde erkannte alsdann den Geizigen und war ſehr erſtaunt, ihn jetzt ganz anders reden zu hören, noch erſtaunter aber, als Hartmuth ihn zu der Hochzeit ſeiner Tochter mit dem Sohne der Obſtfrau einlud. Er verſprach, nicht dabei zu fehlen, und als er den glücklichen Vater unter Händedrücken an die Treppe geleitete, flüſterte dieſer ihm zu: „Sie haben einmal zwei Geizhälſe kennen gelernt, Sie wiſſen ja, da unten auf dem Platze. Vergeſſen Sie ſie; ſie ſind todt, längſt todt.“

„Ich ſehe es wohl,“ antwortete der Herr.

Indeſſen ſtak die dicke Kupfermünze aus Glockengut noch immer in der Ritze des Fußbodens. Wer hätte auch geſtern und heute Zeit gefunden, daran zu denken. Als jetzt die Geſchichte zur Sprache kam und man das verſchlüpfte Geldſtück herauszuholen Miene machte,

bedurfte Klara's Töchterlein nur einer Stecknadel und ſiehe da, der metallene Flüchtling kam faſt ſelbſt zum Vorſchein. Daß er jetzt wie ein Kleinod der Familie aufbewahrt wird, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Die bekannte Steinbank ruht noch auf drei Stützen und ſteht noch immer an der alten Stelle. Eine Menge von Leuten geht alle Tage daran vorüber und gar viele ſetzen ſich darauf nieder, nur die zwei Geizigen von ehedem kommen nicht mehr; die ſind todt, längſt todt.

Die Wohlthat nach dem Tode.

Wohl iſt das Geben eine Gunſt
Und aller Ehren werth,
Recht geben aber eine Kunſt,
Die nur das Herz dich lehrt.
Wohlthat iſt Labetrank,
Der Leidende erquickt,
Wofür der tiefe Dank
Des Gebers Herz beglückt.

Es mögen etwa zehn Jahre ſein — ſo erzählte mir ein Freund — kurz nachdem ich ein kleines Handelsgeſchäft in Mannheim etablirt hatte, als eines Morgens der Lohnbediente aus dem Pfälzer-Hof einen Fremden in meinen Laden führte und ſich mit den Worten: „hier ſind Sie bei Herrn Joſeph Kühn“ empfahl. Die Stunde war ſo früh, daß ich, in der Nebenſtube noch mit meiner Toilette beſchäftigt, ein wenig durch die Fenſtervorhänge nach dem Comptoir ſchielte, um den zeitlichen Beſucher kennen zu lernen. Es war ein Mann, der gegen ſechszig Jahre zählen mochte, von elegantem Aeußeren und einer gefällig kräftigen Geſtalt, welche das Alter weder zur Fettleibigkeit noch nur Schlaffheit ausgedehnt httae. Das Haar war zwar ziemlich grau, aber zugleich höchſt zierlich friſirt, das Auge hatte Feuer, an den Fingern blitzten

koſtbare Ringe, und die ſchöne Figur dieſes Greiſes, der ſo manchen Jüngling von heutzutage in Schatten drängen konnte, wiegte ſich mit einer gewiſſen Gefälligkeit vor dem Spiegel, welche andeutete, daß der Beſchauer wohl auch noch höhere Anſprüche, als die der Toilette zu machen Willens ſei. Mit einem Worte, der Fremde war nur den Jahren nach ein alter Mann, der Feuer, Frohſinn, Kraft und Gefühle der Jugend gerettet hatte und auch im Punkte des Herzens noch Wünſche zu hegen ſchien. Es lag etwas Freundliches und Gefälliges in ſeinem ganzen Weſen, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich ſeiner näher entſinnen konnte. Ich trat in das Comptoir.

„Joſeph, ja Sie ſind es!“ rief er mir freundlich und mit ausgebreiteten Armen entgegen, und freudig ſtürzte ich in dieſe, denn ich erkannte nun Herrn Reuling, den ich ſeit ſieben Jahren nicht geſehen. Er war der treueſte und wackerſte Freund meines Vaters, dem Verſtorbenen im entfernten Grade verwandt; früher Beſitzer eines blühendes Geſchäftes, das ihn

reich gemacht, und welches er aufgegeben, um ganz unabhängig ſeinem Vergnügen und größtentheils auf Reiſen leben zu können. Mir hatte er von Kindheit auf viel Liebes und Freundliches erwieſen.

„Hab' ich Sie endlich!“ begann er nun ganz zutraulich; „in Frankfurt ſagte man mir, Sie hätten ſich hier etablirt, und da ich eben nach Baden reiſe, ſo nahm ich mir vor Sie zu beſuchen. Alſo Sie haben ſich auf Indigo, Schwefel, Oel und ſolches Zeug gelegt? Halb en gros und halb en detail, wie ich ſehe? Gut, recht gut! und was machen Sie für Geſchäfte?“

Ich bin Anfänger; ich bemühe mich Zutrauen einzuflößen und erſetze, was mir an Kapital fehlt, durch Rechtlichkeit und Fleiß, und denke dadurch an's Ziel zu gelangen.

„Recht ſo,“ meinte Herr Reuling, „das weiß ich zu ſchätzen, denn ich weiß auch, daß Sie nicht reich ſind, weil Ihnen Ihr guter Vater nichts hinterlaſſen konnte. Doppelt ſchön alſo, wenn Sie Ihr Loos der Arbeit und Rechtlichkeit

zu danken haben. Aber zählen Sie auf mich, ich bin reich, und gern will ich Alles für Sie thun. Brauchen Sie Fonds, Sie ſollen ſie bei mir finden."

Ich danke herzlich Herr Neuling, aber derlei Verpflichtungen ziehen eine Laſt von Sorgen nach ſich. Wohl weiß ich, welche mächtige Hebel des Handels Vorſchüſſe und Credit ſind, doch verzichte ich gern darauf, um ruhig zu leben, nur ſichere Geſchäfte zu machen und nach langer Arbeit einem zufriedenen Alter entgegen zu gehen. Credit nehme ich wohl in Anſpruch, aber nie mehr als ich durch mein Haben decken kann.

„Muſterhaft, Freund Kühn; wenn Sie ſo zu Werke gehen, dann werden Sie auch nie mit dem Jammer zu kämpfen haben, der Ihre Collegen oft erreicht." Doch dies Geſpräch ſchien dem heiteren alten Herrn zu ernſt, und er fügte lächelnd hinzu: „Jetzt haben Sie nur eine Klippe zu vermeiden, woran Ihr ganzes Glück ſcheitern könnte — das Heirathen."

Ich wurde verlegen; er bemerkte es.

„Wie, Sie erröthen?" fuhr er fort, „Sie

ſind verliebt! O Freund Joſeph, Sie ſind verloren, wenn Sie dieſe Leidenſchaft, die Ihrer Ruhe und Ihrem Geſchäft Gefahr droht, nicht erſticken. Die Weiber ſind der Stein des Anſtoßes für unſer Glück und unſer Lebensheil. Sehen Sie, ich bin reich, ich könnte nach Gefallen wählen, mir gilt es gleich, ob meine Frau ſo wohlhabend wie ich, oder arm wie die Tochter Job's wäre, ſeit dreißig Jahren ſuche ich eine, und als ich ſie endlich gefunden zu haben glaube, miſcht mein Schutzgeiſt zum Glück die Karten und hält mich ab, eine Thorheit zu begehen. Es iſt noch kein Jahr her, ſo glaubte ich ohne ſie nicht leben zu können. Denken Sie ſich das reizendſte Weſen, und wie es ſchien das ſolideſte und beſte zugleich, und dabei im Innern doch aus Falſchheit, Tücke und Koketterie zuſammengeſetzt. Sie wiſſen meine Geſchichte nicht; wohlan ſo hören Sie. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Fall, den man erlebt haben muß, um ihn glaublich zu finden. Ich komme zwar jetzt von Italien zurück, wohin ich gereiſ't war, um mir die Sache aus dem

Kopf zu ſchlagen, allein ich geſtehe, es iſt mir nur zur Hälfte gelungen."

„Es iſt wie geſagt etwa ein Jahr, daß ich in Frankfurt die Bekanntſchaft einer Dame von einigen vierzig Jahren machte, welche eine zwanzigjährige Tochter hatte. Die Mutter war für ihr Alter ſehr gut conſervirt, aber die Geſellſchaft der Tochter war ſo nachtheilig für ſie, daß ſie ſelbſt unbemerkt bleiben mußte. Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe manch ſchönes Mädchengeſicht geſehen, aber nie ein ſo anziehendes Weſen als dieſes, es war eine wahre Houri aus Mahomed's Paradieſe, eine Schönheit, welche bezaubert. Beide Damen lebten in dürftigen Verhältniſſen, die ſich nur ſchwer verheimlichen ließen, von den letzten Reſten früherer Wohlhabenheit, und wie mich dünkte nicht ohne Kummer für die Zukunft. Ich weiß ſelbſt nicht, welches räthſelhafte Gefühl mich anfänglich in dies Haus zog, genug, es währte nicht lange, und ich kam täglich."

„Werden Sie es wohl glauben, daß die Mutter Abſichten auf mich hatte und hoffte, ich

werde ſie heirathen? Dieſe lächerlichen Pläne öffneten mir die Augen, und ich fühlte, daß ich in die Tochter verliebt war. In der Lage, worin ſie ſich augenſcheinlich befanden, war dies wohl ein Glück für Beide: ich durfte nur ein Wort ſagen, und mußte reuſſiren; aber ich hatte von jeher die Schwachheit, nicht um meines Geldes, ſondern auch um meiner ſelbſt willen geliebt werden zu wollen. Ich deutete alſo ziemlich verſtändlich an, nach welcher Seite hin meine Wünſche ſich neigten, und zog mich dann ein wenig zurück; noch mehr, ich erdichtete einen Unfall, wodurch ich zwei Drittheile meines Beſitzthums eingebüßt zu haben vorgab; auch ſprach ich von einem jungen Neffen, dem ich das, was mir noch geblieben, zu hinterlaſſen mich verpflichtet fühlte. Aber alles dies bereitete mir keine kältere Aufnahme; im Gegentheil ich wurde geliebt. — Ihr jungen Herrn könnt es freilich nicht begreifen, wie ein aufblühendes Frauenweſen ſich zu einem Manne hingezogen fühlen mag, deſſen Haar faſt grau geworden und der die Schlacht von Jena als Jüngling mitgemacht.“

„Ich ſelbſt, wiewohl ich für meinen eigenen Werth nicht ganz blind bin, war von den Reizen dieſes jungen, herrlichen Mädchens ſo entzückt, daß ich immer noch an meinem Glücke zweifelte: ich wollte Gewißheit haben. Alles, was ſich ein braves Mädchen von Neigung und Gefühl ablauſchen laſſen darf, ſie ließ es mich zu meinen Gunſten wahrnehmen; obwohl ich den größten Theil meiner Habe verloren und ſchon einen beſtimmten Erben hatte, ſchien ſie doch glücklich, wenn ich kam, und verdrießlich, wenn ich gieng. Ich ſchrieb Briefe voll Ehrfurcht und Liebe, man antwortete mir mit ſo ſittſamer Liebenswürdigkeit, daß ich es fühlen mußte, wie ſie, mit der Feder in der Hand, erſt erröthet ſei. Das verrückte mir vollends den Kopf, ich war wie Einer, deſſen Loos ſich durch den unverhofftesten Glücksfall wendet, und ich fand, um dieſes Mädchen zu lieben, die ganze Glut meiner zwanziger Jahre wieder. Sie ſelbſt durch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle beunruhigt, erlaubte mir mit ihrer Mutter zu ſprechen und ich zögerte nicht, meine Werbung anzubringen.“

„— Ihr Wunſch ehrt uns, Herr Reuling, antwortete mir die Dame, und ich muß geſtehen, daß mich Ihre fortgeſetzten Beſuche denſelben erwarten ließen. Aber Sie wiſſen, ich habe nur ein einziges Kleinod auf dieſer Welt, meine Tochter, und ich muß beſorgen, daß Sie ſie nicht glücklich machen können!“

„Ich antwortete, wie ich deſſen gewiß ſei, von ihrer Tochter geliebt zu werden, wie ſie ſelbſt es mich habe hoffen laſſen. Aber war es nun das beleidigte Selbſtgefühl der Frau oder irgend ein anderer Grund, genug, die Mutter blieb feſt bei ihrer Weigerung. Doch nun kam die Tochter ſelbſt mir zu Hülfe; ſie ſprach kein Wort, ſondern warf ſich weinend zu der Mutter Füßen und ihre Thränen ſagten mehr als alle Worte. Niemals ward ein Bräutigam herzlicher verlangt, Niemand konnte der Liebe ſeiner Braut ſo ſicher ſein als ich. Die Mutter gab endlich nach, und nun folgte Freude auf Thränen. Wir beſchäftigten uns ſogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich verheimlichte meine ungetrübten Glücksumſtände

nicht länger, mein präſumtiver Erbe, der ſie hätte ſchrecken ſollen, verſchwand; ich ging an den Contract: aber dieſer gefiel meiner Braut nicht ſonderlich. Sie fand, daß ich ſie zu verſchwenderiſch bedacht, daß dieſes Vermuthungen Raum geben könne, als ſei ſie mehr dem Intereſſe als dem Gefühle gefolgt; ſie wolle meine Großmuth nicht ablehnen, wenn ich einen Theil derſelben auf ihre Mutter übertrüge. Ich war glücklich einem ſo edlen Wunſche zu gehorchen und that was ſie verlangte.

„Schon war unſer Hochzeitstag beſtimmt; nur noch kurze Zeit, und der Bund unſerer Herzen war durch Kirche und Geſetz geſchloſſen, als die Mutter plötzlich krank wurde. Es war nichts weniger als gefährlich, ein Katarrh, den man nicht vernachläßigen durfte; aber meine Braut verlangte Aufſchub der Ceremonie, weil ſie nicht ohne ihre Mutter zum Altar gehen wollte. Ich fand das natürlich, und benützte dieſe Zeit ſo gut wie ein Verliebter ſie nur benutzen kann; ich durchlief alle Kaufmannsladen, wählte Stoffe, Schmuck, Shawls und

Edelſteine aus, und legte, wie alles beiſammen war, es der Geliebten zu Füßen. Sie aber war in Verzweiflung; immer ſchön, aber bleich, mit ſtarren, trüben Augen und faſt ganz kraftlos, ſie hatte 24 Stunden bei ihrer Mutter gewacht. Dieſe war übler geworden; der Katarrh ſenkte ſich als Fluß auf die Bruſt; die Sache ſchien bedenklich; die Aerzte ſchüttelten die Köpfe. Das Mädchen wollte meine Geſchenke nicht einmal beſehen, ſie verließ mich, um wieder zu ihrer Mutter zu gehen, und ſagte mir nicht eines jener freundlichen Worte, die ihr ſonſt ſo geläufig waren.

„Ich ging nach Hauſe und hatte trübe Ahnungen. Liebe ſchien mir immer eine ſo glühende Leidenſchaft, daß ſie auch durch heilige Kindespflicht ſich nicht ganz in den Hintergrund drängen läßt. Des andern Morgens befand ſich die Mutter beſſer; ſie hatte eine gute Nacht gehabt, und ich fand bei der Tochter jene Liebe wieder, die ich Tags vorher vermißt hatte.“

„Sie wiſſen, lieber Kühn,“ fuhr Herr Neuling fort, „wie leicht ſich unſere Aerzte irren,

oder, wenn Sie wollen, wie gefährlich gewiſſe Krankheiten wiederkehren. Die Beſſerung meiner künftigen Schwiegermutter war nur eine ſcheinbare, und jene gute Nacht ihre letzte hienieden geweſen, denn im Laufe des nächſten Vormittags ſtarb ſie. Und ſeit jenem Augenblick ſah ich die Tochter nicht mehr.

„Längere Zeit hindurch war mir ihre Thüre verſchloſſen, was ich gewiſſermaßen reſpectiren mußte; und als ich eines Tages mit dem feſten Entſchluſſe hinging, mich durch nichts mehr abweiſen zu laſſen und dieſer ſchmerzlichen Trennung ein Ziel zu ſetzen, erfuhr ich, daß meine Braut nicht nur ihre Wohnung, ſondern auch Frankfurt für immer verlaſſen habe. Als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich alle meine Hochzeitgeſchenke unberührt und uneröffnet zurückgeſendet, und des Abends kam mir ein Brief zu, worin mir die Flüchtige mit den artigſten Worten mein Verſprechen zurückgab und bat ihrer nicht mehr zu gedenken.“

Verdammen Sie Jene, die Sie lieben, nicht vorſchnell, ſagte ich begütigend. Sie wird Ihnen

wiederkehren; das Geheimniß dieſer Flucht liegt vielleicht in dem Schmerz um eine verlorene Mutter, welcher ſie fern und einſam nachweinen will. Sind dieſe Thränen erſt getrocknet, dann kehrt ſie Ihnen gewiß doppelt ſchön und zärtlich wieder.

„Den Henker auch!“ rief Herr Reuling ſehr verdrießlich. „Wenn ich nicht andere Nachrichten hätte!“

Sie wiſſen alſo wo ſie iſt? fragte ich.

„Nein, aber ich habe aus verläßlicher Quelle vernommen, daß ſie ſich verheirathet hat. Ich weiß nicht, wie ſie jetzt heißt, ſie hat einen jungen Menſchen genommen, dem ſie wahrſcheinlich wie mir Liebe vorgelogen hat. Können Sie ſich wohl einen ähnlichen Betrug denken, Joſeph? Könnte Jemand anderes als nur ein Weib ſo mit einem redlichen Herzen ſpielen? ſo die Gefühle wechſeln? denn ſie liebte mich. Nun Freund, denken Sie ſich an meine Stelle, verrathen, verlaſſen, wie es mir geſchehen, und urtheilen Sie, ob ein ſolcher Schlag Sie nicht unfähig machen würde, an

Ihr Geſchäft und Ihre Zukunft zu denken. So ſind die Weiber, Freund, falſch, treulos und herzlos ſpielen ſie mit der Verzweiflung ihrer Opfer. Darum heirathen Sie nicht, denn noch ſchwerere und ſchmerzlichere Qualen harren der Ehemänner."

Ach, Herr Reuling, Ihr Rath kommt bei mir zu ſpät; ich bin bereits verheirathet.

„Verheirathet? nicht möglich! und ſeit wie lange?"

Seit fünf Monaten; dieſe Heirath iſt mein Glück, und meine Geſchichte ſo zu ſagen das Gegentheil von der Ihren. Sie wiſſen, ich bin faſt ganz ohne Vermögen, und während ich in Frankfurt auf einem Comptoir arbeitete, was über ſechs Jahre dauerte, that Sparſamkeit noth, um mir ein kleines Kapital zuſammenzubringen. Dort machte ich die Bekanntſchaft eines Mädchens, das ſo arm war als ich ſelbſt: aber wir liebten uns ſeit dem erſten Begegnen. Ohne heilige Schwüre gewechſelt zu haben, behielten wir einander feſt und treu im Herzen, bis ſich unſere Sterne günſtiger geſtellt haben

würden. Troſtlos war ich, als ich von ihr, die ich über Alles liebte, ſcheiden mußte, weil ſich mir hier in Mannheim die Hoffnung auf ein entſprechendes Etabliſſement gezeigt hatte. Sie war keine täuſchende; es iſt noch kein Jahr her, ſo eröffnete ich mit meinem kleinen Kapital, welches die Großmuth meines frankfurter Prinzipals vergrößerte, dieſes Geſchäft, und noch war kein halbes Jahr verfloſſen, ſo erſchien auf meinem Comptoir, wie Sie heute, diejenige, die mein Lebensglück iſt. Mit offenen Armen kam ſie mir entgegen, noch immer arm, wie ſie ſagte, aber zugleich frei, um über ihre Armuth und Zukunft verfügen zu können. Sie ſei jetzt allein in der Welt, ſie habe Niemand mehr zu gehorchen als ſich und mir, wenn ich die Liebe ſo bewahrt hätte, wie ſie ſelbſt. Sehen Sie, Herr Reuling, ſo handelte meine Frau, ich wurde in meiner Liebe nicht hintergangen.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die innere Thüre des Comptoirs und eine ſchöne junge Frau trat herein.

„Was ſehe ich, Fräulein Auguſte Römer!“ rief Reuling erſtaunt aus und verließ ſeinen Sitz.

Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzuſtellen, Herr Reuling, ſprach ich weiter.

„Was, Ihre Frau? nicht möglich!“ ſtotterte Reuling, „das iſt ja ſie, welche, es iſt vielleicht ein halbes Jahr, mich ſo ſehr zu lieben vorgab!“

Sie irren ſich mein Herr! erwiederte meine Frau.

„Ich mich irren, und haben denn Sie, Madame, Ihr ganzes Gedächtniß verloren?“

Ich habe es treulich bewahrt, entgegnete meine Frau mit Würde, aber da Sie meinen Gemahl kennen und der Zufall uns hier wieder zuſammenführt, ſo will ich Ihnen das Löſungswort dieſes Räthſels ſagen, das Sie vergeblich geſucht und nur in meiner Verläumdung zu finden glaubten. — Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Reuling, ich habe Alles gehört. Ich ſah Sie, und es iſt wohl verzeihlich, daß eine Frau in meiner Lage ſich dies-

mal aufs Horchen legte. Wollen Sie mich alſo anhören.

Als der Zufall Sie meiner Mutter Bekanntſchaft und die meine machen ließ, da bemerkten Sie unſere elende Lage nicht ganz; ſie war drückender als Sie ahnen konnten, ſo ſehr trachteten wir dieſes Geheimniß zu verbergen. Als Sie mich zu lieben anfingen, waren unſere geringen Hülfsquellen ſo gänzlich erſchöpft, daß noch vor dem Ende des Jahres ein Zuſtand der peinlichſten Entblößung hätte eintreten müſſen; darum opferte ich mich auf.

„Wie, Sie opferten ſich auf, Madame?“ unterbrach Herr Reuling.

Ja mein Herr, meine Mutter war noch jung, und ich hoffte, ſie werde ſo lange leben als ich ſelbſt, — aber welch ein Leben! Sie an Wohlſtand gewöhnt, ſollte jetzt mit Nahrungsſorgen kämpfen. Sie ſchienen mir ein Retter, denn Sie konnten die Zukunft und das Glück meiner guten Mutter ſicher ſtellen. Ich liebte meinen Kühn ſchon ſeit fünf Jahren, aber ich drängte dieſe Liebe in das innerſte

Herz zurück, entſchloſſen meiner Mutter jedes Opfer zu bringen. Ich geſtattete, daß Sie ſich mir näherten, ich ließ Sie glauben, daß ich Sie liebe; wenn Sie hierin noch weiter giengen, ſo war dieſes eine Selbſttäuſchung, woran ich unſchuldig bin. Indeſſen ich geſtehe es, dachte ich, Sie ſo gut und ehrlich zu hintergehen, daß dieſer Irrthum, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, Ihnen das ganze Leben hindurch geblieben ſein würde. Meine Mutter errieth dieſe Ergebung, und daher ihre Weigerung, welche Sie aus anderen Gründen ableiteten. Endlich beſiegte ich ihren Widerſtand, und Sie werden ſich erinnern, Herr Reuling, daß ich faſt Alles ablehnte, was Sie mir boten und Sie bat es auf meine Mutter zu übertragen. Sie ſtarb . . . der Himmel iſt mein Zeuge daß ich ihr Leben gern mit dem meinen erkauft und ihre Tage ſogar um den Preis der Liebe für meinen Gemahl erhalten hätte, wenn dieſes in meiner Wahl geſtanden wäre. Jetzt aber, wo ich für Niemand mehr eine glückliche Zukunft zu bereiten und die Armuth nur

allein für mich zu befürchten hatte, jetzt erwachte meine Liebe wieder. Vielleicht daß ich anders hätte handeln ſollen, als ich gethan, vielleicht daß man mich undankbar nennen kann, — aber ich hatte nicht mehr die Kraft, ein Opfer zu bringen, deſſen eigentlicher Zweck verſchwunden war, und mein ganzes Leben in eine Lüge zu verwandeln, ohne einem Menſchen dadurch zu nützen. Ich bin keine Heldin, aber das darf ich mit Stolz von mir ſagen, daß ich einmal meine Mutter mir ſelbſt, und ein anderesmal meine Liebe dem Intereſſe vorgezogen habe. — Und nun, mein Herr, mögen Sie einſehen, wie Frauen oft in die traurige Lage kommen, daß man das für Liebe nimmt, was ihrerſeits nur Reſignation und Aufopferung iſt.

Auguſte verneigte ſich und wollte das Comptoir verlaſſen.

„Bleiben Sie, um's Himmelswillen, bleiben Sie Madame," rief Herr Reuling, „verzeihen Sie ich habe Sie verläumdet, weil ich Ihre edle That nicht ahnen konnte. Wenn man reich iſt und das Unglück hat, mit grauen Haaren noch für

jung gelten zu wollen, ſo hat man keine Ahnung von gewiſſen Tugenden, die uns nie begegnet ſind. Leben Sie wohl, Kühn, leben Sie wohl, Madame, vielleicht erfahren Sie eines Tages, daß auch ich edler Geſinnungen fähig bin und mir dieſe Lehre zu Herzen genommen habe."

Er eilte fort und war in einer Stunde abgereiſt. —

Herr Reuling hielt Wort; er wollte nichts mehr von Liebſchaften wiſſen und flüchtete wieder nach dem ſchönen Italien, woher uns in Jahresfriſt leider die betrübende Nachricht ſeines Todes zukam. Mit einem rührenden Zartgefühl hatte er nicht meine Frau, ſondern mich zum Univerſalerben ſeines anſehnlichen Vermögens, dem ich meine gegenwärtige Lage danke, eingeſetzt. Dem Teſtamente aber lag der zerknitterte Heirathscontrakt mit Auguſte Römer bei. Fürwahr, ein Wohlthäter von edlem Herzen, aber aus eigenen Gründen!